GANGHOFER: DIE JÄGER

Ex Libris
Georg J. Meyer

~~MF 916 A. 1~~

REP. G. 15 485

L. Ganghofer.

Die Jäger.

Von **Ludwig Ganghofer** sind im gleichen Verlag erschienen:

Hochlandsgeschichten, Novellen:

Almer und Jägerleut. 5. Auflage. . . . Geb. M. 5.—.
Bergluft. 6. Auflage. . . . . 5.—.
Der Besondere. 5. Auflage. . . . . 4.20.
Es war einmal. 5. Auflage. 4.20
Die Fackeljungfrau. 5. Auflage. 4.20
Gewitter im Mai. 10. Auflage. 4.20
Der Herrgottschnitzer. 11. Auflage. . . . . 4.20.
Der Jäger von Fall. 10. Auflage. . . . . 4.50.
Oberland. 4. Auflage. . . . . 5.—.
Rachele Scarpa. 6. Auflage. 4.20
Carantella. 9. Auflage. . . . . 4.20.

Romane:

Die Bacchantin. 2. Bände. 9. Aufl. . . . . 10.—
Der laufende Berg. 14. Auflage. . . . . 6.—
Der Dorfapostel. 13. Auflage. . . . . 7.20.
Edelweisskönig. 14. Auflage. . . . . 5.—
Der Unfried. 8. Auflage. . . . . 5.—.
Schloß Hubertus. 2. Bände. 18. Aufl. . . . . 12.—
Die Sünden der Väter. 2. Bde. 7. Aufl. . . . . 10.—.
Der Hohe Schein. 2 Bde. 10. Aufl. . . . . 10.—.
Die Martinsklause. 2. Bde. 15. Aufl. . . . . 12.—.
Das Gottesliehen. 19. Auflage. . . . . 6.—.
Der Klosterjäger. 21. Auflage. . . . . 6.—.
Das neue Wesen. 13. Auflage. . . . . 6.50.

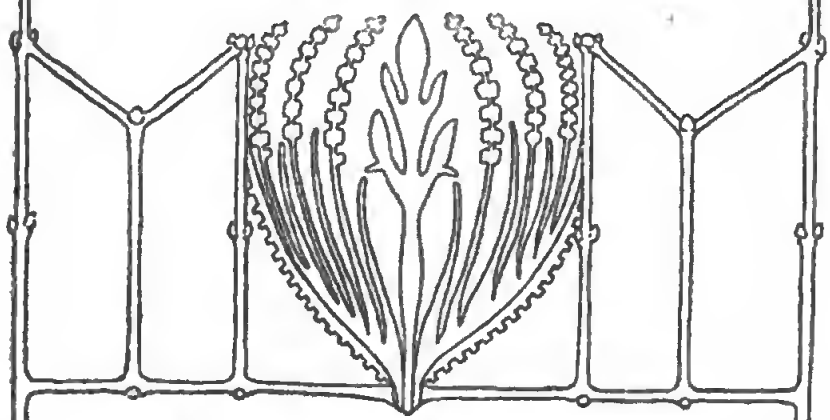
DIE JÄGER

von

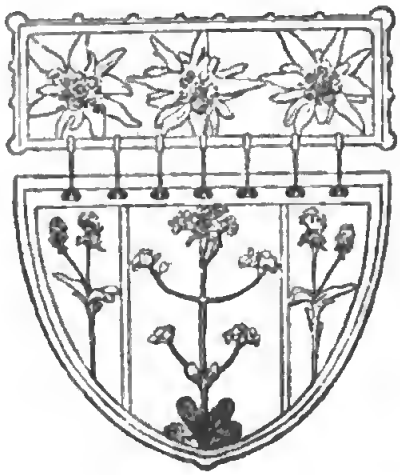
LUDWIG GANGHOFER

BUCHSCHMUCK VON HUGO ENGL

1. bis 10. TAUSEND



STUTTGART . A. BONZ & COMP. . 1905

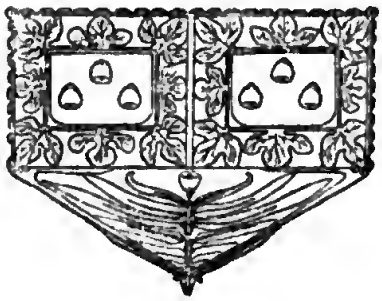


Von diesem Buche wurden 20 numerierte Exemplare auf holländischem Büttenpapier abgezogen und in Pergament gebunden.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 APR 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Die Jäger.



Im Laufe der dreißig Jahre, ſeit ich das Weidwerk übe, iſt eine vielköpfige Reihe von Berufsjägern an mir vorbeigezogen. Die meiſten waren mir freilich wie Menſchen auf der Straße, die vorübergehen und kaum geſehen ſchon wieder vergeſſen ſind. Mancher aber hat ſich unauslöſchlich in meine Erinnerung eingebrannt und ſeinen Namen in mein Leben geſchnitten, wie man tiefe Zeichen in die Rinde

eines Baumes ſchneidet, in der ſie niemals wieder vernarben.

Wenn ich zurückdenke über dieſe dreißig Jahre, tauchen harte, eigenſinnige Köpfe vor mir auf, frohe und gutmütige Geſichter, Männer von eiſerner Energie und hilfloſe, weiche Träumer, wilde, heißblütige Kerle und kindlich beſaitete Gemüter, wunderbar kluge Leute und ratloſe Narren, Söhne der tollenden Lebensfreude und ſtille Kinder des Schmerzes.

Kunterbunt, wie ſie aus meiner Erinnerung aufwachen, will ich ſie ſchildern. Und dieſe abſichtsloſen Studien, treu nach dem Leben geſtrichelt, mögen beitragen zur Erkenntnis unſerer heimatlichen Menſchen, zum Verſtändnis der ſeltſamen Linien, mit denen die Natur bei der Bildung des Volkes die Köpfe und Herzen zeichnet, und zur Entwirrung des abſtruſen Fadenſchlages, mit dem ſie ſo häufig das ſimple Lebensgewebe des Dorfes durchſchießt. Zahlreiche Züge, die uns da wie dunkle Rätſel erſcheinen, werden für unſer Verſtändnis gelöſt, ſobald wir erkennen, daß ſie nichts anderes ſind als Urformen des Lebens, die ſich aller

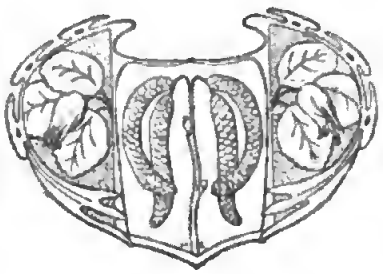
Entwicklung der Menschheit und aller Kultur zum Trotz erhalten haben durch Tausende von Jahren.

Wie im Fels der Berge, so steckt auch im Blut des Volkes eine zähe Kraft des Erhaltens. Wer das Volk vergangener Jahrhunderte erkennen will, wird sich aus Büchern wenig Gescheites holen. Sein bester Lehrmeister wird das Volk von heute sein. An den Menschen, die da draußen und da droben umherlaufen, weit vom zivilisierten Gleichheitsschliff der Stadt, haben alle Farben der Vergangenheit eine überzeugende Kraft bewahrt: die tiefen, rücksichtslosen Raubtierinstinkte, die Züge des unbekehrbaren Mißtrauens, die eiserne Festigkeit des guten Glaubens, alle Häßlichkeit des kämpfenden Lebens und all jene kindlich zarten, reinen Seelenklänge, für die wir Städter von heute nicht mehr die hörenden Ohren haben.

Das gilt von allem Volk, das abseits der großen Lebensstraßen wohnt, nicht nur von den Jägern. Aber unter allen Menschen des Dorfes hab ich gerade den Jägern am schärfsten durch Herz und Nieren geguckt. Menschen, die das

Leben in der Einſamkeit für Jahre an uns feſſelte, mit denen wir Tauſende von Wegſtunden Seite an Seite wanderten, die den Trunk und das Lachen mit uns teilten, das Brot und die Gefahr, und die am gleichen Feuer hundert Nächte mit uns verſchwatzten — die lernt man kennen bis auf die Neige ihres Weſens. Was ich an ihnen geſehen, will ich erzählen.

Der Machtnix.



Mit ſeinem richtigen Namen hieß er Sebaſtian Locher. Warum gerade er als erſter aus meiner Erinnerung auftaucht? Ich weiß nicht. Vielleicht, weil er einer der letzten war, die ich verloren habe.

Er wurde mir, als ich einen Jäger ſuchte, von einem befreundeten Forſtmann warm empfohlen, mit dem Bemerken, daß Locher für den Dienſt im königlichen Leibgehege vorge-

merkt wäre, daß es aber wohl noch lange dauern würde, bis er zur Anſtellung an die Reihe käme.

Ein ſchlanker, geſchmeidiger Burſch mit hübſchem Geſicht, braunhaarig, auf der Oberlippe ein kleines Bärtchen, nur wie ein dunkler Hauch. Als er ſich meldete, gewann er durch ſeine verſtändigen Antworten gleich mein Zutrauen. Und wir tauſchten den Handſchlag. Schon wollte er aus der Stube gehen. Da ſah ich, daß er zwiſchen Ohr und Wange eine kleine offene Wunde hatte, von der Form einer Bohne.

„Locher? Was haben Sie denn da am Ohr?“

„So a biſſel ebbes ausſchwieren tuat mer. Dös macht nix. Da ſchießt grad 's ſchlechte Blüat auſſi.“ Und draußen war er.

Als jüngſter Jäger hatte er den Schutzdienſt im entlegenſten Revierteil zu verſehen und kam nur alle vierzehn Tage ins Jagdhaus. Bei ſeinem erſten Rapport gewahrte ich, daß die Wunde an ſeinem Ohr bis zur Größe eines Markſtückes gewachſen war. Und recht häßlich ſah die Sache aus.

„Sie, Locher, das dürfen Sie nicht ſo gehen laſſen! Da müſſen Sie etwas tun!“

„I tua ſcho ebbes.“

„Was denn?“

„An Pfeifenſaft ſchmirb i oni. Der beißt 's Hitzige alles auſſi.“

„Sie dummer Kerl, da können Sie ſich ſchön zurichten!“

„Ah na! Dös macht nix!“

„Warten Sie!“ Ich holte aus unſerer Hausapotheke ein Päckchen Watte und ein Fläſchchen mit Karbolſäure, und erklärte ihm, wie er die Säure verdünnen und die Wunde ein paarmal des Tages reinigen müſſe. Er hörte zu, aufmerkſam wie ein Star, der das Reden lernen ſoll. Dann übernachtete er in der beim Jagdhaus gelegenen Jägerſtube. Am Morgen, als er wieder davon war, brachte mir der Oberjäger das Fläſchchen Karbolſäure, das Locher gar nicht geöffnet hatte, und das Päckchen Watte, von der keine Flocke fehlte. „Da hab i in der Jagerſtuben ebbes gfunden, dös muaß in d' Hausapertheken ghören!“

Nach vierzehn Tagen, als Locher wieder kam, war die Wunde ſo groß wie ein Taler. Damit ich ſie nicht ſehen ſollte, hatte er um die Ohren, wie bei Zahnweh, ein rot und blau ge-

würfeltes Schnupftuch herumgebunden, deſſen Zipfel ihm wie Eſelsohren vom Kopfe abſtanden. Aber das Tuch mußte herunter.

„Du lieber Herrgott, Locher, das dürfen Sie doch nicht ſo weiterfreſſen laſſen!“

„Ah, dös macht nix!“

„Das macht freilich was! Warum haben Sie denn nicht getan, was ich Ihnen geſagt habe?“

„Verentſchuldigen S', Herr Dokter . . . aber ebbes, was der Menſch net kennt . . . und dö Sach weard von eahm ſelm aa wieder guat!“ Er ſpuckte auf die Fingerſpitzen und ſtrich den Speichel über die Wunde.

Da wurde ich grob. Und mit zweitägigem Urlaub ſchickte ich ihn die fünf Stunden nach Mittenwald zum Arzt. Als er wiederkam, mit dem rot und blau gewürfelten Schnupftüchl um die Ohren, erzählte er: „Zum Schmirben hat er mer ebbes geben.“ Dabei zog er aus der Joppentaſche einen kleinen, mit buntem Papier verſchloſſenen Porzellantiegel hervor, den er mißtrauiſch betrachtete. „Wer woaß, was da drin is!“

„Wird ſchon das Richtige drin ſein! Schmirben Sie nur fleißig!“

Am anderen Morgen erſchien der Oberjäger wieder und brachte das Porzellantiegelchen, das der Machtnix in der Jägerſtube zurückgelaſſen hatte, noch mit dem ſchönen, bunten Papierl drüber. Und lachend wiederholte mir der Oberjäger die Schilderung, die Locher den anderen Jägern von ſeinem ‚Metzgergang‘ zum Doktor gemacht hatte: „Wie a Narr hat 'r allweil einigſpritzt ins Loch und mit ſo an Gluatſtangerl umanander gſabelt! Sakra, hab i mer denkt, der ſtrapaziert ſi ja, als ob eahm ebbes fehlen taat! Und d' Hitzwag hat er mer einigſchoben unter d' Irxn. Und für'n Hoamweg hat er mer ſo ebbes Dreckets auffipappt. Aber dös hat mi ſo viel kitzelt, daß i 's glei wieder abigriſſen hab!“

Die ernſte Sache begann für mich komiſch zu werden. Aber ich wollte radikale Hilfe ſchaffen und ließ den Sebaſtian Locher von der Jagdhütte holen. Ganz verdroſſen trat er in meine Stube: „Mei Gott, was haben S' denn allwei, Herr Dokter? So a biſſel ebbes! Dös macht doch nix!“

Aber da half ihm jetzt kein „Macht nix“

mehr. Er mußte direkt vom Jagdhaus weg nach München in die Klinik fahren, mit einem Empfehlungsbrief an einen mir befreundeten Arzt. Nach acht Tagen kam er wieder, um die Ohren das rot und blau gewürfelte Tuch, unter dem ein Stück Heftpflaster herausguckte.

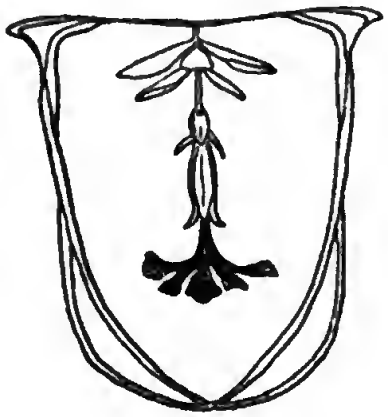
„Sind Sie denn schon geheilt, Locher? Hat man Sie denn so schnell wieder entlassen?“

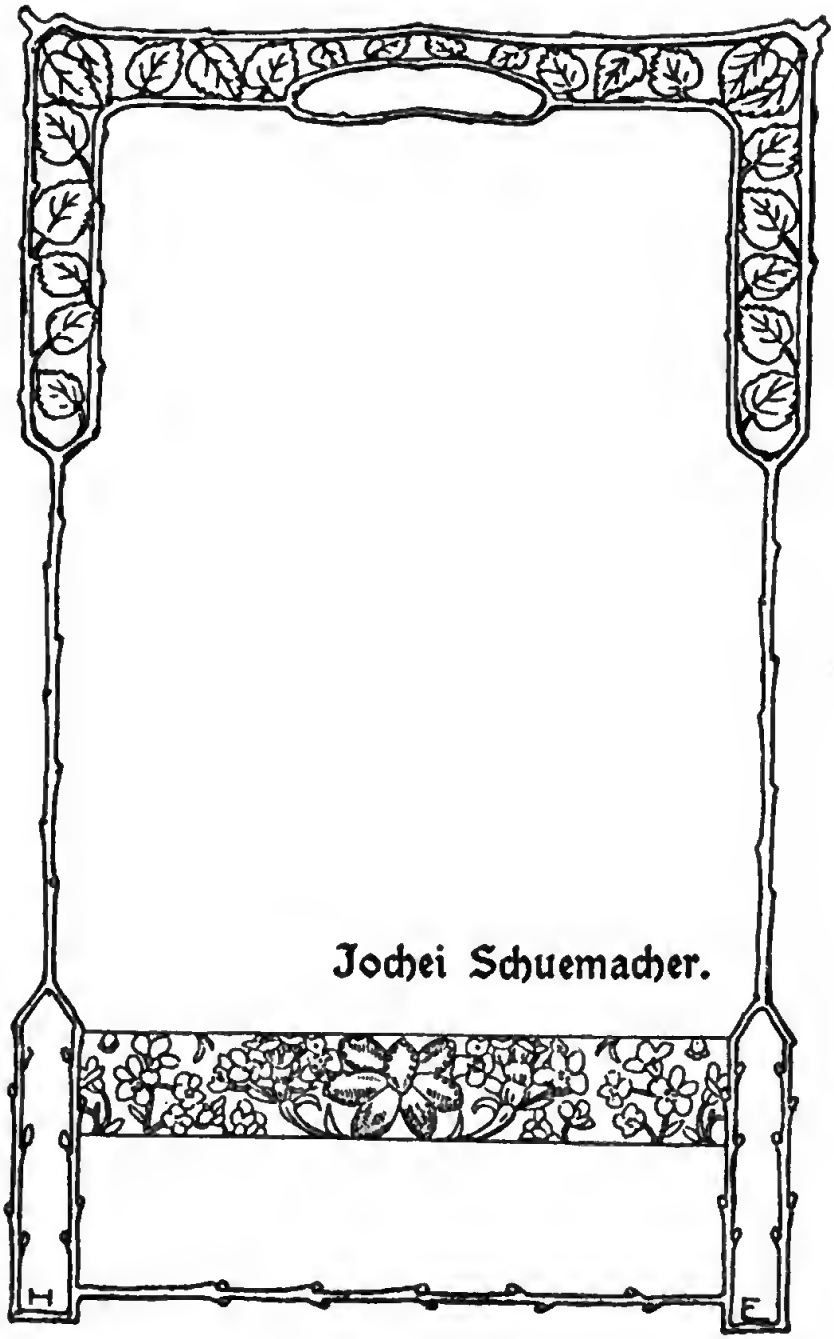
Er lachte. „Na! I hab mi selm wieder davongmacht. In so an Krankengstanken hätt i 's koan Tag nimmer ausghalten. Der Locher muaß gsunde Luft haben! . . . Und an Brief hab i kriegt!“ Strahlend vor Freude reichte er mir ein großes Amtsschreiben: die unerwartet eingetroffene Nachricht von seiner Anstellung als Jäger im Leibgehege. Nach Berchtesgaden kam er. Ich wünschte ihm Glück zu diesem Posten, ließ ihn ohne Kündigung aus unserem Dienst treten und gab ihm noch den eindringlichen Rat, sich gründlich auszukurieren, bevor er seine Stellung anträte.

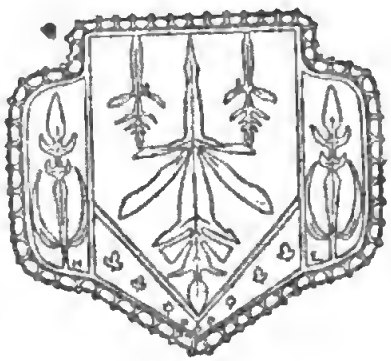
„Ah na, i roas glei umni! Dös bissel da am Ohrwaschl, dös macht mer nix! Is eh scho halbert wieder guat!“

Unter luſtigem Gejodel wanderte Sebaſtian Locher davon, die blitzblanke Büchſe auf dem Rücken, ein gelbes Aurikelſträußchen auf dem grünen Hut — und um die Ohren das rot und blau gewürfelte Schnupftuch.

Acht Tage ſpäter brachte mir der Oberjäger ein Zeitungsblatt. „Haben S' es ſcho gleſen, Herr Dokter? Den Machtnix hat's griſſen. Ebbes Sauers is eahm ins Blüat einigfahren. Glei am andern Tag, wie er auf Bertlsgaden kemman is, hat's 'n derkeit! . . . Weil er allwei gmoant hat, es macht nix! Hat's eahm halt deacht ebbes gmacht! Da hätt 'r ſi d' Roas auf Bertlsgaden ſparen kinna! So an Haufen Geld, was dös koſt!"




Jochei Schuemacher.



Eine wilde Sturmnacht hat ihn von meiner Seite fortgeweht, aber eine traumhaft ſchöne Sonnenſtunde war's, die ſein Leben mit dem meinen verknüpfte.

Vor 15 Jahren, in der letzten Juliwoche, kam ich zur Gemspirſche ins Salzkammergut. Das waren Tage, ſo ſchön, als hätten ſie beweiſen mögen, daß die Sonne treu ſein kann. Am frühen Nachmittag langte ich in dem einſam gelegenen Forſthaus an und wollte gleich

hinauf zur Jagdhütte. Der bestellte Träger, der meinen Rucksack und den Proviant für eine Woche die drei Stunden hinaufschleppen sollte ins Gemsrevier, saß schon wartend auf der Hausbank — ein junger Bursch, der mir auf den ersten Blick gefiel, und der mich Fremden mit jener lachenden Herzlichkeit begrüßte, wie sie nur gute Freunde beim Wiedersehen für einander finden. Er war nicht groß, nur so der Mittelschlag, aber breitschultrig und kräftig gebaut. Was mir gleich an ihm auffiel, war die wundervolle, geschmeidige Ruhe seiner Bewegungen — da ging alles so glatt und lautlos, wie eine Maschine läuft, wenn sie frisches Öl hat. Kurzgeschnittenes Blondhaar umschimmerte den derben Kopf, und trotz seiner 25 Jahre hing ihm schon ein welliger Kapuzinerbart bis halb auf die Brust herunter. Wenn der Jochei lachte, ging's immer wie ein feines Rieseln durch den Schimmer dieser seidenen Strähne. Und aus dem sonnverbrannten, gutmütigen Gesichte glänzten zwei ruhigblaue, heitere Augen heraus. Er war mir lieb geworden, noch eh' ich ein Dutzend

Wörtchen mit ihm geredet hatte. Als die Kraxe mit dem halben Zentnergewicht auf ſeinem Rücken lag, ſtieg er ſo ſtramm bergauf, daß ich in Hemdärmeln und mit der leichten Büchſe Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Am Ende ließ ich ihn rennen und blieb zurück, um bei behaglichem Anſtieg die Augen trinken zu laſſen.

Was war das ein Tag! Die Luft ſo leicht und ſüß, wie ein ſchmeichelnder Gedanke von ſchönen Dingen. Alle Farben durchzittert von einer milden Glut. Der Wald wie ein Lied der Ruhe, das du hundertmal ſchon hörteſt und jetzt zum erſtenmal verſtehſt! Die Berge beinah unkörperlich, wie ein ſilbernes Geſpinſt hinaufgehaucht ins Blau, und Himmel und Erde getränkt mit Sonne, die nicht brannte, nur leuchtete — einer von jenen Tagen, an denen du weinen möchteſt, wenn ſie dich nicht zwängen, zu jauchzen.

Nach dritthalb Stunden, als ich die Paßhöhe erreichte — ein ſtruppiges Weideland, von großen Felsblöcken durchwürfelt — floß durch die Sonne ſchon das rote Blut des Abends.

Und da hörte ich leiſen Geſang — nicht wie einer ſingt, der von ſeinem Liede weiß — ſo, wie einer unbewußt in Klängen denkt und empfindet.

Neben dem Wege hob ſich aus dem Geſtrüpp ein klobiger Fels heraus, von der niedergehenden Sonne glühend angeſtrahlt. Ein alter Viehhirt ſtand mit dem Kinn über ſeinen Stecken gelehnt, und Jochei, ganz rot von Sonne, ſaß mit baumelnden Füßen auf dem hohen Stein. Die beiden hatten wohl von allerlei ernſten oder frohen Dingen geſchwatzt und waren ſtill geworden — und was dem Jochei von dieſem Geplauder noch in der Seele geblieben, das ſang er jetzt in den Glanz des Abends hinaus, ganz leiſe, wie ein Träumender. In den Augen, die regungslos ins Weite gerichtet waren, blitzte ſcharf und ſtarr ein Reflex der Sonne, und ein Klang von Wehmut zitterte durch die heitere Ländlerweiſe, die er ſang.

„Du, dein Herr!“ ſagte der Viehhirt und ſtupfte mit ſeinem Stecken nach dem Jochei. Der wachte auf, ſprang lachend vom Stein herunter und hob mit einem Jauchzer die Kraxe auf den Rücken.

Während wir über das Almfeld hinüberwanderten zur Jagdhütte, ließ ich mir ein bißchen was von seinem Leben erzählen. Vater und Mutter hatte er schon verloren, und in der Militärzeit hatte er sein kleines Anwesen der Schwester verschrieben, damit das Mädel heiraten konnte. „'s hat halt a wengl pressiert!“ meinte er lachend. Aber im Gütl der Schwester war jetzt kein Platz mehr für ihn — warum, das sagte er mir nicht — und so brachte er sich eben durch, wie es ging, bald als Zimmermannsgesell, bald als Holzknecht und als Träger bei den Jagden. Ein armer Teufel, aber heiter, glücklich und verliebt. Das letztere merkte ich gleich. Alles, wovon wir schwatzten, wurde für ihn zu einer Brücke, auf der er zu seinem ‚Nannerl‘ hinübersprang. Wie der Jochei von diesem Mädel sprach — mit diesem frohen Lachen, mit diesem Glanz in den Augen — mußte das ein seltenes Geschöpf sein, bildsauber und klug, ein Ausbund von weiblichem Reiz und holder Tugend, ein Wesen, das aus des Herrgotts Händen als ein unverdientes Geschenk herabgefallen war auf die schlechte Erde.

Die Liebe war da, aber mit dem Heiraten hatte es noch weite Wege. Denn die Rocktaſche des Nannerl war ebenſo leer wie der Joppenſack des Jochei. Er ſagte lachend: „Mier haben's ſcho ſo in der Familli, daß mer allwei hinfallen, wo koa Bankl net is!“ Da hieß es eben ſparen und zuwarten, bis ſie ein kleines Gütl pachten konnten. Vier, fünf ‚Jahrerln‘ konnte das freilich dauern. „Aber bal oanr woaß, auf was er wart't, da verdrießt 'n koa Zeit net!“

Eine Woche blieb ich auf der Jagdhütte. Herrliche Tage für den Freund der Natur wie für den Jäger. Aber das Liebſte an all dieſen ſchönen Tagen war mir der Jochei. Der prächtige Burſch war von einer unverdroſſenen Heiterkeit, immer bereit zu jedem Dienſt, immer gefällig, immer flink wie ein Wieſel, und dabei doch von einer Ruhe, daß man, wie ein Volkswort ſagt, ſeinen Schnaufer nicht hörte. Galt es einen Gemsbock, der an einem ‚verteufelten Platzl‘ ſtand, vor meine Büchſe zu bringen, ſo war dem Jochei keine Wand zu ſteil, kein Graben zu tief. Aber am beſten gefiel er mir

am Abend in der Hütte. Wenn er da nach dem Kochen gespült, gekehrt und geputzt hatte, bis das Hüttchen wieder blinkte vor Sauberkeit, dann setzte er sich mit baumelnden Füßen auf die Kreisterkante, sang seine kleinen, lustigen und schwermütigen Liedchen, blies auf dem ‚Fotzhobel'*) einen Ländler um den andern herunter — oder während der Jagdgehilf die alte, verstaubte Zither malträtierte, auf der die Hälfte der Saiten fehlte, tanzte der Jochei ein Schuhplattlersolo mit einem Feuer und einer Grazie, daß ich mich an dem Burschen nicht sattschauen konnte.

Wenn ich dann bei der qualmenden Pfeife mit dem Jagdgehilfen bis spät in die Nacht hinein vom Weidwerk schwatzte, saß der Jochei schweigend dabei, mit großen Augen, und paßte auf wie ein Haftlmacher. Und sagte einmal, mit brunnentiefem Seufzer: „Herrgott, d' Jagerei, dös waar so ebbes für mi!"

Als die schöne Woche da droben vorüber war, fiel es mir schwer, vom Jochei zu scheiden.

*) Mundharmonika.

Anderthalb Jahre ſpäter übernahm ich mit ein paar Freunden eine Jagd im Wienerwald. Bei der Suche nach einem Jäger fiel mir mein Jochei ein, mit ſeiner Sehnſucht, Jäger zu werden. Ich ſchrieb an den Förſter, ob der Jochei Schuemacher vielleicht Luſt hätte u. ſ. w. Acht Tage, und der Jochei trat bei mir an — mit einer recht zweifelhaften Büchſe, die er ‚unter der Hand‘ um 12 Gulden gekauft hatte — aber mit einem Geſicht, brennend vor Glück und Freude über die Stellung, die er als Jäger gefunden. Dreißig Gulden im Monat! So was hätte ſich der Jochei bei aller Verwegenheit ſeiner Lebenshoffnungen niemals träumen laſſen. Aber bei allem Glück, das aus ſeinen Augen lachte, fiel mir zwiſchen ſeinen blonden Brauen eine kleine, tiefgeſchnittene Furche auf. Die mußte ich damals überſehen haben. Oder war ſie neu in dieſes frohe Geſicht gefallen?

„Was macht denn das Nannerl?“ fragte ich.

In ſeinem Geſicht ging ein Glanz auf, wie wenn an hellem Abend der Vollmond ſteigt. „Aaaah, mei Nannerl!“ Mehr ſagte er nicht. Aber aus Dankbarkeit für meine Frage drückte

er mir die Hand, daß ich eine Stunde lang die Finger nicht mehr rühren konnte.

Seinen Dienſt packte der Jochei an, wie man Bäume umreißt. Freilich fallen ſie nicht immer. Auch beim Jochei blieben die meiſten ſtehen. Von der heiter zugreifenden Friſche, die mir damals ſo gut an ihm gefallen hatte, war etwas ausgelöſcht. In ſeinem Weſen war jetzt was Bedächtiges und Sinnierliches, das ihn zumeiſt den Moment verpaſſen ließ, in dem es galt, zu handeln. So unermüdlich er auch mit den Beinen bei ſeinem Dienſte war, es wollte ihm nie was glücken, und die beiden andern Jäger begannen ihn als minderwertig über die Achſel anzuſehen und derb zu hänſeln. Ich mußte für den Jochei manche Lanze einlegen, um ihm Ruhe zu verſchaffen. Aber zuweilen hab ich auch mitgeholfen, um den guten Kerl zu quälen. Die Jäger hatten es herausgebracht, wie leicht man den Jochei zu Tränen rühren konnte. Und da mußte ich, wenn wir in der Jägerſtube beiſammen ſaßen, allerlei traurige Geſchichten erzählen, von einem lieben, unſchuldigen Mädel, das von ungerechten

Menſchen drangſaliert wird, oder von einer tragenden Rehgeiß, die ſich in der Schlinge zu Tode zappelt, oder von einer tapferen Häſin, die ihre Jungen nutzlos gegen eine Rabenſchar verteidigt. Wenn ſolch eine Geſchichte zur tragiſchen Wendung kam, durfte ich nur die Stimme ein bißchen tremolieren laſſen ... „das aaahrme Haſerl“ ... dann ging dem Jochei plötzlich ein Zucken über das bärtige Geſicht. Er drehte den Kopf auf die Seite, krümmte die Schultern unter der Joppe und ballte die Fäuſte, um ſich gegen die aufſteigenden Tränen zu wehren. Aber es half nichts, ſie kollerten ihm ſchließlich doch über die Backen in den ſchimmernden Kapuzinerbart. Und dann ging das Gelächter los.

Aber trotz mancher Dummheit, die er im Dienſt anrichtete, hielt ich meinem Jochei durch dick und dünn die Stange. Wenn ihm auch nichts glückte — ſein Fleiß war unermüdlich bei Tag und Nacht, ſein Wort verläßlich bis aufs Haar, und anſtändig und ehrenhaft war er bis zu ſeinem Nachteil.

Als er drei Monate bei uns war, kam er

einmal mitten in der Nacht und trommelte mich aus dem Schlaf. Keuchend vor Aufregung und das bleiche Geſicht von Schweiß überronnen, ſtand er vor meinem Bett. „Herr Dokter! Jetzt hab i amal ebbes! Endli amal hab i ebbes!“

Einen Rehbock mit abnormem Geweih, auf den ich ſeit Wochen ebenſo eigenſinnig wie reſultatlos pirſchte, hatte er am Abend beobachtet, und jetzt wußte er ganz genau den Fleck, auf dem ſich der Rehbock niedergetan hatte. „Den ſchießen S', Herr Dokter! Paſſn S' auf, den ſchießn S'!“

Während der zwei Stunden, die wir in der Nacht zu marſchieren hatten, lief dem aufgeregten Jochei das Maulwerk wie ein Radl. Lange vor Tagesanbruch waren wir an Ort und Stelle. Der ſchwere Menſch zitterte neben mir, als ſtünde er vor ſeiner Hinrichtung. Aber die Sache glückte — ich ſchoß den Rehbock.

„Gelln S', jetzt habn S' a Freid? Gelln S', jetzt habn S' a Freid?“ Dieſes gleiche Wort haſpelte er ein dutzendmal herunter, ganz närriſch vor Wonne und Aufregung. Und als ich ihm beteuerte, daß ich über die ſelten ſchöne

Jagdbeute wirklich eine große Freude hätte, quetſchte er meine Hand und ſtotterte: „Jetzt müaſſen S' mer aber aa oane machen! Herr Dokter! Laſſen S' mer mei Nannerl heireten!“ Ein würgendes Schluchzen fuhr ihm in die Kehle. „Vor vierzehn Täg, da hat's mer gſchriebn, daß 's Kinderl da is! Herrrrgott, muaß dös a liabs Dingerl ſein!“ Seine Augen tröpfelten. „Und da kon i dös brave Madl do aa net dahoam ſitzen laſſen!“

Nach einigen Tagen konnte ich's dem Jochei mitteilen, daß ich bei der Jagdgeſellſchaft den Heiratskonſens und eine Gehaltsaufbeſſerung für ihn herausgeſchlagen hätte. Er heulte vor Glück und wollte die paar Gulden, die wir ihm zur Reiſe ſchenkten, gar nicht nehmen. Den Blick der Freude, die in ſeinen Augen brannte, als er zur Stube hinaustorkelte, hab ich nie vergeſſen. Aber hundertmal hab ich ſchon dieſe Stunde ſeines ‚Glückes‘ verwünſcht! Hätt' ich ihm damals nicht den Willen getan — wer weiß, vielleicht wäre der Jochei Schuemacher heute ein froher, brauchbarer Menſch!

An einem Regentage kam er angerückt, mit

dem Nannerl und mit dem Kind. Ein Schreck fuhr mir durch alle Knochen, als ich das Frauenzimmer ſah — eine magere, widerliche Perſon, verſchlampt vom Halstuchzipfel bis zum Rockſaum hinunter, mit dünnem, ſtrohfarbenem Haar, mit ſchlierigen Augen und einem großen Maul, dem man die Gefräßigkeit ſchon anſah, noch bevor es aufklaffte, um die gelben Hamſterzähne zu weiſen. Und auf dem Arm dieſes Weibsbildes lag in Lumpen gewickelt ein rachytiſches, häßliches Kind, das fünf Wochen alt war und ſchon mit den Augen ſtumpfer Lebenstrauer in den Tag guckte. Aber der Jochei war unentwegt glücklich! Und lachte: „Jetzt haben mer's! Gott ſei Lob und Dank! Jetzt haben mer's! Vergeltsgott tauſetmal, Herr Dokter!“

Beim Anblick dieſer Freude, die ich ſchaffen geholfen, dachte ich mir: „Vielleicht irrſt du dich! Du ſiehſt nur das Äußerliche, er aber kennt ſein Glück! Und es gibt doch auch häßliche Menſchen, die Berge von Gold in ihrem Herzen verhüllen und gute, glückſchaffende Hände beſitzen!“

Aber das ‚brave Nannerl‘ hatte ſolch ein Herz nicht, und nicht dieſe Hände. Sie hatte nur dieſes Maul, vor dem ich erſchrocken war!

Schon nach wenigen Wochen gab es zwiſchen den Jägerfamilien einen Verdruß um den andern. Das Nannerl legte Feuer unter alle Herde, auf denen man nicht kochen wollte. Und machte Schulden beim Krämer und in den Wirtshäuſern — denn ſie naſchte gerne und liebte die ſüßen Liköre, weil ſie behauptete, daß man von ſüßen Likören ſchöne Kinder bekäme — eine Hoffnung, zu der ſie ſchon wieder Urſach hatte.

Bei allem Hader, den es abſetzte, verteidigte Jochei ſein Nannerl, wie ein Held ſeine Burg. Wenn ich ihn um der Schulden willen, die bei der Jagdgeſellſchaft angemeldet wurden, ins Gebet nahm, gab er nur zu, daß ſich das Nannerl halt nicht ſo recht aufs Hauſen verſtände. Aber ſonſt! „Aaah, mei Nannerl!“

Die reine, treue, gläubige Seele, die in dieſem blinden, ſchwachen, verlorenen Menſchen zuckte, bezwang mich immer wieder. Als Jagdleiter konnte ich ihm mancherlei Vorteile zu-

ſchanzen, die ihn über Waſſer hielten, von einem Monat zum andern. Aber es wurde mit ſeiner Wirtſchaft und mit dem Nannerl immer ſchlimmer. Doch dem Jochei gingen die Augen nicht auf. Ein Jahr lang brauchte er, bis ſie nur ein bißchen zu zwinkern begannen, ſo daß ſie das Gröbſte ſahen. Dann wurde er nachdenklich und ſchwermütig, fühlte ſich von allen Menſchen zurückgeſetzt und gekränkt, führte geheimnisvolle Reden und rannte mit dem Geſicht eines tödlich Beleidigten in Wald und Feld herum. Alle anderen Leute waren ſchuld an ſeinem Unglück, nur nicht das Nannerl.

Manchmal, wenn wir nach guter Jagd in luſtiger Geſellſchaft beiſammen ſaßen, taute er bei einem Schoppen Heurigen aus ſeiner chroniſchen Schwermut auf, wurde für ein paar Stunden wieder der prächtige Jochei von damals, ſang ſeine kleinen Liedchen und tanzte den Schuhplattler mit einer Grazie, daß die Wiener Jagdgäſte applaudierten.

Nach ſolchen Abenden hielt bei ihm der gute Humor wieder ein paar Wochen an, und der Lebenswille machte in ſeiner ſchwachen,

blinden Seele einen Ruck nach aufwärts. Er redete ſeinem Nannerl ‚im Guten‘ zu, gewöhnte ſich das Rauchen ab, tat keinen Schritt in ein Wirtshaus, ſparte an Kleidern und Schuhwerk bis zum äußerſten und hungerte, um die Schulden bezahlen zu können, die das brave Nannerl wieder einmal gemacht hatte. Stiegen ihm die Sorgen bis an den Hals, ſo ſetzte er dieſes gekränkte Geſicht wieder auf und begann wieder dieſes verlorene Rennen durch Wald und Feld. In ſolchen Zeiten nahm er eine merkwürdige Gewohnheit an: er redete reines Hochdeutſch! Wenn ich von Wien herauskam, und der Jochei Schuemacher ſtellte ſich ſtramm vor mich hin, ließ den vorgeſtreckten Kapuzinerbart zittern und ſagte: „Herr Docktohr, ich bitte, heute gäb es einen feinen Pirſchgang zu machen!“ . . . dann wußte ich gleich, daß mir draußen im Wald ein trauriges, tränennaſſes Stündchen bevorſtand, und daß der Jochei ein paar Zentner Sorgen vor mich hinſchütten würde, die erdrückend auf ſeinen Schultern lagen. In Gottesnamen, dann half ich halt wieder. Aber auf dieſes Weibsbild

hatte ich eine Wut — zehn Roſſe hätten mich nicht mehr in Jocheis Stube gebracht, in dieſen Schweinekotter ſeines Glückes, in dem ein braver Menſch verwahrloſte und zwei Kinder zwiſchen Schmutz und Lumpen hungerten, während das Nannerl gemütlich mit den Hamſterzähnen kaute, vom Morgen bis zum Abend.

Da kam es, daß ich Wien verließ und nach München überſiedelte. Die Jagd im Wienerwald blieb meinen Freunden, und mit der Jagd blieb ihnen auch der Jochei Schuemacher und das Nannerl.

Zwei Jahre hörte ich nichts mehr von ihm. Aber als ich im Hochgebirg eine Jagd übernommen hatte, war eines Tages ein verzweifelter Brief vom Jochei da. Im Wienerwald hatten ſie ihn mit dem Nannerl vor die Tür geſetzt. So nahm ich ihn halt wieder zu mir, ins Hochgebirg. Als er kam, tat mir das Herz weh vor Erbarmen um dieſen braven Menſchen. Dreißig Jahre! Und wie grau ſchon! Wie ein Fünfziger ſah er aus! Sein bleich durchſchoſſener Kapuzinerbart zitterte, als er mir die Hand hinſtreckte: „Melde mich gehorſamſt zur Stelle,

Herr Docktohr! Und ſage vielmals Dank!“ Jochei Schuemacher redete jetzt nur noch hochdeutſch. Und wie ich bald erfahren konnte, lautete eins von ſeinen hochdeutſchen Lieblingswörtchen: „Dieſes verfluchchchte Weib!“

In dem kleinen Gebirgsdorf lief die Wirtſchaft mit dem Nannerl auf den gleichen Füßen weiter, wie ſie im Wienerwald gegangen war. Aber der Jochei hatte offene Augen bekommen. Er brachte ſo viel Energie aus ſich heraus, daß er beim Krämer, bei den Nachbarn und bei allen Wirtsleuten erklärte, für die Schulden ſeines Weibes nicht aufzukommen. Und wenn ihn der Jähzorn packte, redete er mit dem Nannerl nicht mehr ‚im Guten‘, ſondern im Böſen — er prügelte ſie, bis ſie winſelnd vor ihm auf die Knie fiel und Beſſerung gelobte. Aber dieſes Verſprechen hielt immer nur ſo lange an, bis die blauen Flecken vergangen waren. Schließlich bekam der Jochei das Prügeln ſatt, und ſtumpf ergab er ſich in ſein Schickſal. Auf ſeine Bitte ließ ich ihn vom Frühjahr bis zum Winter einſam in einer Jagdhütte hauſen. Da tat er ruhig und gleich-

mäßig ſeinen Dienſt, ſchickte jeden Monat von ſeinem Gehalt, der 45 Gulden betrug, 40 Gulden für Weib und Kinder ins Dorf hinaus und lebte vier Wochen mit den reſtlichen 5 Gulden. Wie er das fertig brachte, weiß ich nicht. In unſerer Küche hatte ich den Auftrag gegeben, daß immer etwas bereit ſtehen ſollte, wenn der Jochei zum Rapport ins Jagdhaus käme. Er behauptete dann immer, keinen Hunger zu haben, und aß erſt nach langem Zureden — nur um nicht ungefällig zu erſcheinen.

Nahm ich ihn als Begleiter mit auf eine Pirſche, ſo philoſophierte er mit mir im drolligſten Hochdeutſch über die Erſchaffung der Menſchen, über das Weſen des Todes und den ‚unexplizierlichen‘ Zweck des Lebens, über die unſterbliche Seele, über ‚Gottes Wohnort‘ und über das ‚erhoffenswierdiche‘ Drüben, „wo es aber vermutttlich a u ch ganz anderſter ausſieht, als man ſich das denkt mit ſeinem dalkichten Menſchenverſtehſtmich!“ Dieſer ſein Hang zu ſpekulativen Geſprächen verleidete den anderen Mitgliedern der Jagdgeſellſchaft die Luſt, mit dem Jochei zu pirſchen. Auch unſere Gäſte

ſchoſſen lieber ihren Hirſch und Gemsbock, als daß ſie zuſammen mit dem Jochei die Welträtſel löſten. Er wurde überflüſſig, und man hätte ihm gerne den Dienſt gekündigt. Aber ich hielt ihn.

So ging es ein paar Jahre mit ihm weiter. Und mit Schreck begann ich zu merken, daß ſeine beiden heranwachſenden Mädchen ganz dem braven Nannerl nachgerieten und dem armen Jochei das Leben noch um ein paar harte Pfunde ſchwerer machten.

Als ich eines Frühjahrs nach langem Winter wieder hinauskam ins Jagdhaus, führten die Jäger ganz merkwürdige Geſpräche über die Schuemacherin und den Jochei, von dem ſie nur immer per ‚dummer Lapp‘ und ‚Schaf‘ und ‚Eſel‘ redeten. Und ſchließlich ſagte mir's einer, daß das brave Nannerl mit dem Knecht eines Nachbarn ein ‚Gſpuſi‘ angefangen hätte, das augenſcheinlich nicht ohne Folgen wäre.

„Um Gotteswillen! Dieſes Scheuſal! Findet denn die noch einen?“

„Ah jah!“ Der Jäger lachte. „Jedes Haferl kriegt ſein Deckerl!“

Ich ließ den Jochei kommen und ſagte ihm, daß er dieſen Redereien ein Ende machen müſſe. Stramm, ohne einen Laut zu reden, ſtand er vor mir und ließ den Bart zittern. „Aber Jochei? Können Sie vielleicht nicht klagen? Iſt denn wirklich was Wahres dran?“

„Man ſagt es, Herr Docktohr! Und es dürfte auch kaum ein Zweifel hiewegen zu erheben ſein.“

„Aber warum werfen Sie dann das Weibsbild nicht aus dem Haus?“

„Nichts Gewiſſes weiß man nicht von wegen dem Kind. Kann auch von mir ſein.“

Gegen dieſe Philoſophie war nichts einzuwenden.

Im Laufe des Sommers kam das Kind — ein Buberl mit pechſchwarzen Haaren. Und der Jochei, der einmal blond geweſen, erzählte jetzt mit Vorliebe, daß ſeine Großmutter und ſein Urahnl ‚kohlrappenſchwarze‘ Haare gehabt hätten.

Die Leute vergaßen den Skandal, und ein Jahr war äußerlich wieder Ruhe. Nur daß der Jochei immer ſchlechter ausſah, immer verwahrloſter umherging, kein ganzes Hemd und

keinen brauchbaren Schuh mehr hatte und über ‚Gottes Wohnort' immer konfuſere Reden führte. Als Jäger wurde er völlig untauglich, niemand wollte mehr mit ihm pirſchen, auch ich nicht — und die anderen Jagdgehilfen ſagten: „Der Jochei ſpinnt!"

Eines Tages kam er mit aſchfahlem Geſicht und meldete, daß er in einem Revierteil, in dem jeder Abſchuß dem Perſonal aufs ſtrengſte verboten war, den ſtärkſten Hirſch, einen Zwölfender, niedergeſchoſſen hätte.

„Aber Jochei!"

„Mich hat ſo ein Rappſch gepackt, Herr Docktohr! Da hab ich mich was umzubringen für verpflichtet gefunden, und ſozuſagen gleich das Allerbeſte."

Dieſen ‚Rappſch', in dem er hatte morden müſſen, verſtand ich. Und damit der unglückliche Kerl nicht brotlos würde, verſchwieg ich die Sache vor den Mitgliedern der Jagdgeſellſchaft. Aber nach einigen Tagen kam der Jochei ſelber: „Herr Docktohr, es tut keinen Guttt mehr mit mir! Ich bitte gnädigſt, mich zu kündigen."

Mit Mühe war er zu beruhigen. Aber ich

begann im Flachland draußen einen Poſten für ihn zu ſuchen, auf dem er leichteren Dienſt hätte — für den verantwortungsvollen Beruf eines Hochgebirgsjägers war dieſer zerrüttete Menſch nicht mehr zu brauchen. Auch bedrückte mich immer die Sorge: der Jochei ſpringt im ‚Rappſch‘ einmal wo hinunter!

Wenige Wochen ſpäter gab's wieder ein Getuſchel — über das Nannerl und einen alten Taglöhner, der im Armenhaus wohnte. Eines Abends, als Jochei zum Rapport ins Jagdhaus kam, brachten ihm die Jäger das bei. Und ſpät in der Nacht erſchien er bei mir, in einer Aufregung, daß ſich an ſeinen Augen das Weiße herausdrehte. „Herr Docktohr, ich bitte gnädigſt um Urlaub bis morgen.“ Und wie ein Irrſinniger rannte er über das Almfeld davon, in die ſternhelle Nacht hinaus, dem zwei Stunden entfernten Dorf entgegen.

Am folgenden Mittag kam er, mit dem Geſicht und den Bewegungen eines Betrunkenen. „Herr Docktohr! Jetzt iſt die Angelegenheit über allen Zweifel erhaben. Heute nacht habe ich das Luder erwiſcht.“

„Und hinausgefeuert?“

„Jawolll, Herr Docktohr! Aber das verfluchchte Weib ist wieder herein und hat sich am Ofen angespriſſen, daß ich gar nichts nicht mehr habe machen können.“ Sein Bart zitterte. „Weil die Kinder auch so geschrien haben.“

Dem Jochei war nicht mehr zu helfen. Und doch versuchte ich noch einen letzten Weg. Zuerst riet ich ihm zur Scheidung. Aber da schüttelte der Jochei Schuemacher hartnäckig den Kopf. „Herr Docktohr, da ist keine Aussicht nicht vorhanden. Ich bin ein guttter Christ, und die Ehe ist ein allerheuligstes Sakrament. Nach diesem elendiglichen Leben will ich mindestenfalles zu Gottes Wohnort kommen.“

Als ich dann eine gute Stelle für ihn gefunden hatte, sagte ich ihm, daß er sie nur antreten dürfe, wenn er das Nannerl von sich wegschöbe. Er solle sie heimschicken zu ihren Verwandten und ihr jeden Monat 10 Gulden geben. Brauche sie mehr, so müsse das brave Nannerl eben arbeiten. Der Rest seines Gehaltes wäre ja bei seiner Sparsamkeit für ihn

genügend, um eine ordentliche Magd ins Haus zu nehmen, die ſeine Wirtſchaft aufrecht halten und ihm helfen ſollte, ſeine beiden verwilderten Kinder zu erziehen.

Er ſtreckte den Bart vor. „Bitte, Herr Docktohr, ich habe drei Kinder!“

„Natürlich, ja, ich habe mich nur verſprochen.“

Ich nahm ſeine Hand, zog ihn zu mir auf die Bank, ſtellte ihm vor, wie das mit ſeinen Kindern werden müſſe, wenn es das brave Nannerl in der gleichen Couleur ſo weiter triebe, und ſuchte ihn zu überzeugen, daß es für ihn keinen anderen Ausweg aus ſeinem Elend gäbe, als die Trennung von ſeinem Weib, wenn auch ohne kirchliche Scheidung. Er ſchien das einzuſehen, nickte zu allem, was ich ihm riet und gab mir ſchließlich Wort und Handſchlag, daß er alles genau ſo machen wolle, wie ich es ihm vorgeſchlagen hatte.

Einige Tage vor ſeiner Abreiſe kam er: „Bitte, Herr Docktohr, nehmen Sie mich heut noch einmal mit auf die Pirſch.“ Seine Stimme ſchwankte. „Eine Freid muß der Jochei Schuemacher noch haben!“

„Aber Jochei, ſchauen Sie doch zum Fenſter hinaus, wir bekommen ja grobes Wetter.“

Ruhig, in ſeiner ſinnierlichen Art, ſah er die treibenden Wolken an. „Nichts gewiſſes weiß man nicht, es kann auch wieder guttt werden.“

Da tat ich ihm den Gefallen. Aber es wurde nicht gut. Ein ſchauerliches Unwetter überfiel uns, und ehe wir die Jagdhütte erreichten, gerieten wir unter Blitz und Donner in eine Finſternis, in der man bei jedem Schritt den Hals hätte brechen können. Der Jochei kam in einen Zorn, wie ich ihn nie geſehen. Seine ‚letzte Freid‘ war ihm verdorben! Wenn ein Blitz über die Felswände hinzuckte, hob er die geballte Fauſt und ſchrie in das Brauſen des Sturmes und in die ſchwarze Finſternis hinauf: „Derſchlag mich halt! Derſchlag mich, du! Wirſt doch einen braven Weidmann derſchlagen können, der eh ſchon umbracht is! Derſchlag mich! Halleluja! Halloriodirio . . .“ Und mit kreiſchender Stimme begann er im ſtrömenden Regen eines von ſeinen kleinen, heiteren Liedchen zu ſingen.

In der überheizten Jagdhütte, an deren Ofen wir unſere Kleider trockneten, betäubte mich der ſchwüle Dunſt, daß ich in einen Schlaf mit widerlichen Träumen fiel. Mitten in der Nacht erwachte ich. Der Hüttenraum war kühl geworden, draußen wehte der Sturm, und drüben auf dem anderen Kreiſter hörte ich den Jochei Schuemacher im Finſtern leiſe weinen. Ich ging zu ihm hinüber, ſetzte mich auf das Bett, packte ihn am Kapuzinerbart, redete ihm eindringlich zu und ließ mir wieder Wort und Handſchlag von ihm geben, daß er alles ſo machen würde, wie ich es ihm geraten hatte. Ganz ruhig ſchwatzte er mit mir, und in ſeinem Herzen ſchien ein warmes Fünklein von Hoffnung und Zuverſicht zu erwachen.

Drei Tage ſpäter reiſten die Schuemacheriſchen ab. Das bißchen Hausrat, das ſie in ihrer ewigen Not noch nicht verkitſcht hatten, füllte kaum das leichte Wägelchen. Der Jochei hielt das kleine Buberl mit dem ſchwarzen Haar auf ſeinen Armen, und das brave Nannerl kaute mit den gelben Hamſterzähnen, grüßte zum Abſchied lachend all ihre guten Freunde

und verſicherte jedem: „Jetzt kriegen mer's nobel! Jetzt weard mei Jochei a Baroniſcher!“

Nach ein paar Wochen hörte ich von einem meiner Jäger, daß das Nannerl nicht daheim im Salzkammergut, ſondern draußen im Flachland beim Jochei wäre. Ich wollte das nicht glauben. Aber der Jäger meinte: „Dö hat ſi halt wieder angſpriſſen am Ofen! So oane woaß, wo Gottes Wohnort is!“

Mir ſchrieb der Jochei nie. Die letzte Nachricht, die ich von ihm hörte, brachte mir der Förſter, dem der Jochei eine bunte Anſichtskarte geſchickt hatte — mit einem Faſan drauf, der im Feuer aus den blauen Lüften ſtürzt. Auf der Karte ſtand mit zitteriger Hand geſchrieben:

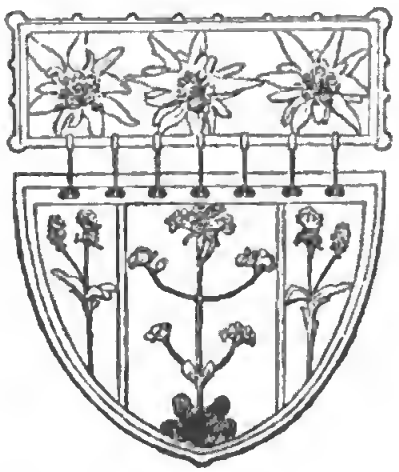
„Gelibter Bruhder in Huberto! Filmaligen Dank für deine libe Karde mit den ſönen Hirſch. So einen Statzkerl mecht ich halt widder einmahl in natuhribus ſechen aber bei uns hir iſt das nichs. Nuhr Haſſen und ſole kleinwunzichte Vicherln übereinand. Aber ſonſt gets mir gutt. Das Nannerl is widder

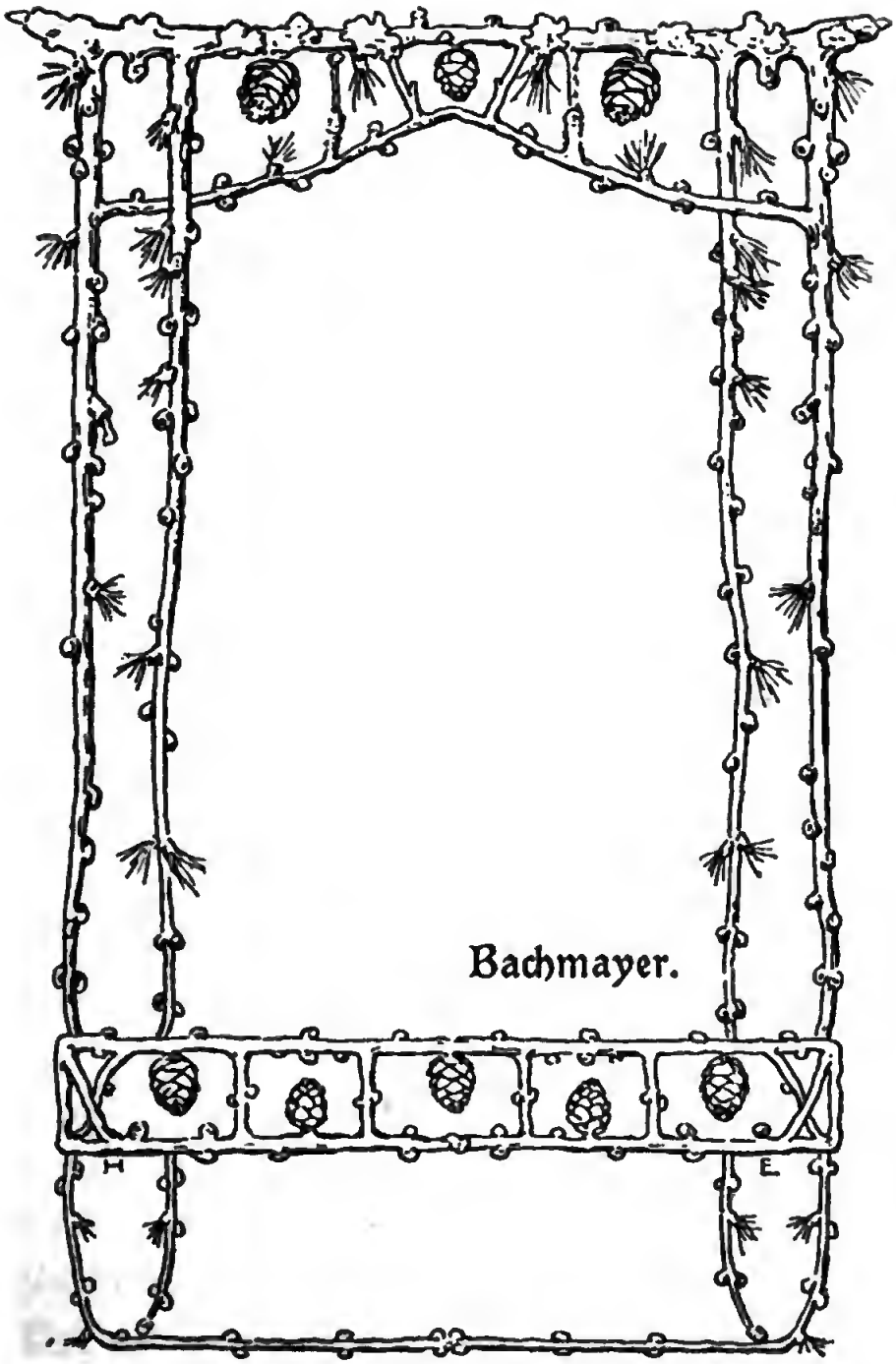
feſt bein Zeig. hat ſchon wüder ein Schbuſi, laßt nicht aus! Dein ergehbener Freind

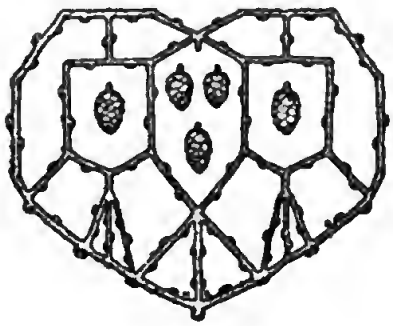
Jakob Schuemacher,
baron Maudneriſcher Reſirjäger und
Faſannwärder.

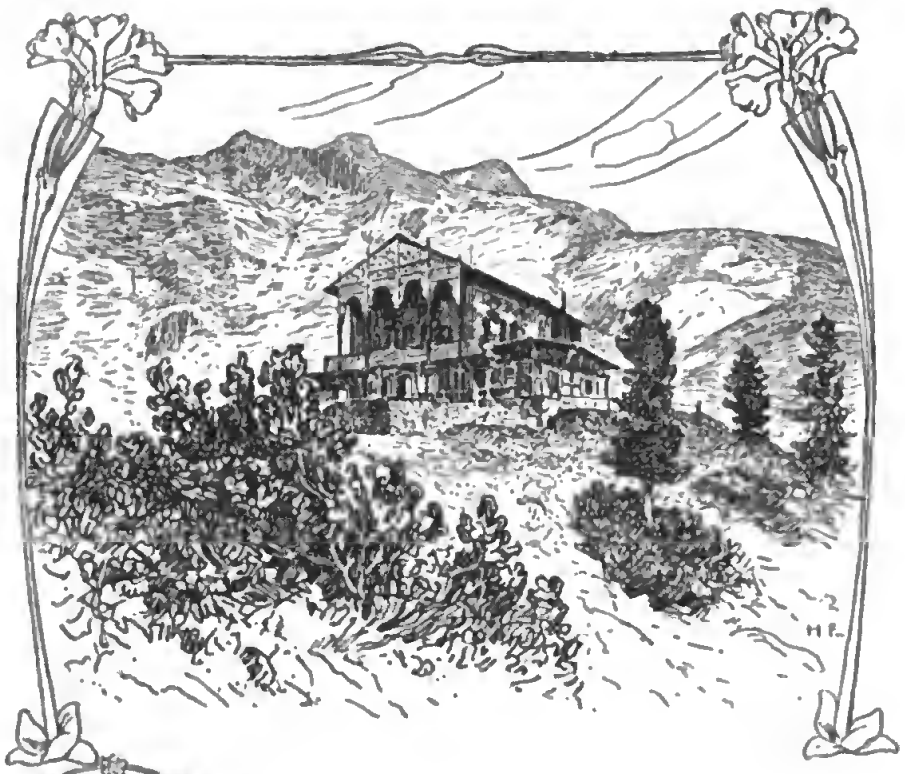
Gris mir den Herrn Dogter filmalich und ſag ihm, halt nichts für ungutt! Gelt!“

Seit drei Jahren hab ich keinen Laut mehr vom Jochei gehört. Wie es ihm geht, ob er noch lebt, ob er noch leidet — ich weiß nicht. Aber ich vermute: das Nannerl laßt nicht aus!




Bachmayer.
H
E





Von ihm weiß ich nur wenig zu erzählen. Es war nichts beſonderes an ihm, nur daß er ein bißchen ſtotterte, namentlich in Wörtern, die in der erſten Silbe ein i hatten. Ein Jäger wie hundert andere ſind. Ich hab' auch nur ein einziges Mal mit ihm gejagt, vor etwa 12 Jahren, droben im Wetterſteingebiet, beim Königshaus auf dem Schachen. Kaum weiß ich mich noch zu erinnern, wie er ausſah. Und doch iſt er mir im Gedächtnis geblieben, um zweier

Worte willen, die er mir ſagte. Das eine war ernſt und gab mir viel zu denken. Das andere war heiter und machte mich lachen.

Bachmayer diente als Jäger auf dem Schachen noch zu jener Zeit, da König Ludwig ſeine einſamen Nächte in dem ſteinernen Schweigen dort oben verträumte. Der Jäger war beim König wohlgelitten, ſah ihn häufig und konnte mir viel von ihm erzählen, von ſeinen menſchenfernen Spaziergängen, ſeinen nächtlichen Kahnfahrten auf dem Schachenſee, von des Königs merkwürdigem Zahnarzt, der nicht im Hauſe wohnen durfte und für den man eigens ein Hüttchen bauen mußte, von des Königs Leben, in dem ſich Tag und Nacht vertauſchte, von ſeinem freundlichen Wohlwollen für die Sennleute, von ſeiner warmen Sympathie für alle Tiere — und beſonders von einem Ziegenbock, der des Königs Liebling war und allzeit freien Eintritt zu allen Gemächern des Königshauſes hatte.

Eines Abends wurde Bachmayer zum König gerufen, und als er den mauriſchen Saal betrat, ſaß der König in heiterer Laune auf dem Diwan und ſah lachend dem Ziegenbocke zu,

der mit Läufen und Hörnern die Seide des Diwans zerfetzte und auch ſonſt den Saal in recht üblen Zuſtand verwandelt hatte.

„Da hab i mi nininininimmer halten könna und hab zum Herrn Köni gſagt . . . Maleſchdät, hab i gſagt, wia können S' denn da ſo a Mimimimiſtviech ſo umanandhauſen laſſen! Und wiwiſſen S', was er gſagt hat, der Herr Köni? Didieſes Tititititierl, hat 'r gſagt, didieſes Tititititier, das Illlügt nicht!"

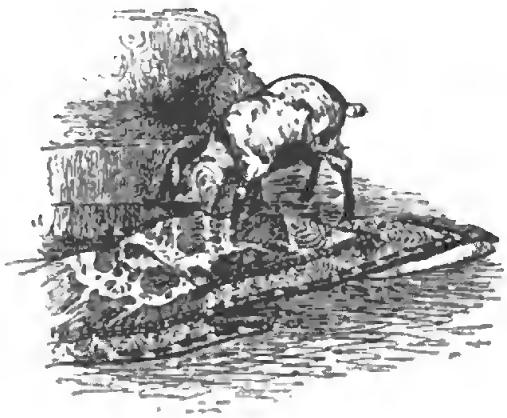
Und hinter dieſes ernſte Wort will ich den Satyrklang des anderen ſetzen, das ich von Bachmayer hörte. Damals war mein innerer Menſch nicht ganz in Ordnung, und nach einer anſtrengenden Gemspirſche mußte ich immer einen Guß Kognak mit Waſſer nehmen, um meine revoltierenden Magennerven zu beruhigen. Nun kamen wir damals am erſten Tag nach einer vierzehnſtündigen Pirſche ſpät abends in die Hütte am Schachenſee. Die Kraxe, die mit meinem Zeug vor der Hütte ſtand, wurde abgepackt, und ich brach eine friſche, dreiſternige Flaſche an, um meinen Beſchwichtigungstrank zu brauen. Die ‚Butalli'

— wie Bachmayer das nannte — ſtellte ich in der Hütte auf die Bank. Dann aßen wir, ſchwatzten und tranken Flaſchenbier dazu. Vor dem Schlafengehen wollte ich den Kognak vors Fenſter in die Kühle ſetzen. Aber zu meinem Schreck fand ich die Flaſche, die ich voll auf die Bank geſtellt hatte, leer bis auf den letzten Tropfen.

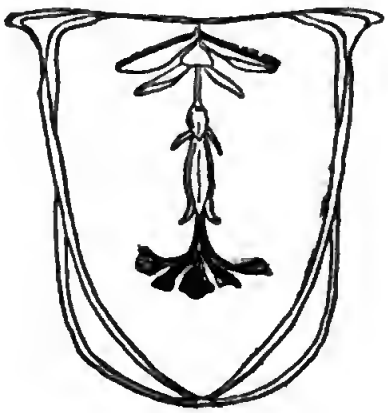
„Um Gotteswillen, Bachmayer, was haben Sie denn da gemacht?“

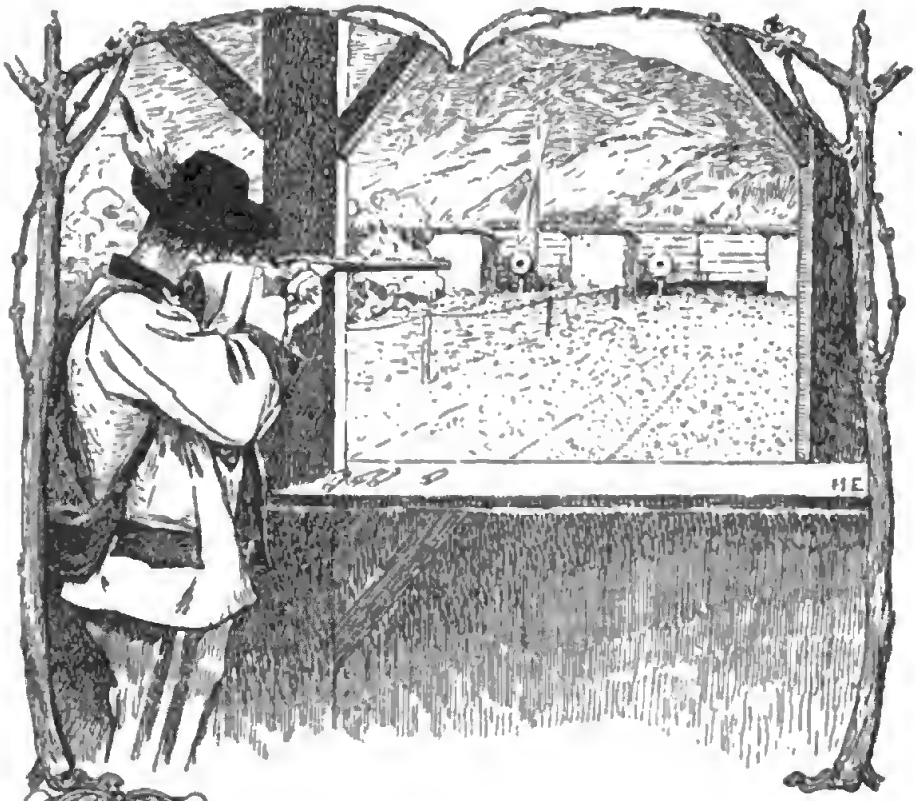
„Marundjoſef! Muaß i rein aus Verſehgn dös Flaſchl einigoſſen haben in mein Maßkrug.“ Er guckte in den Krug. Doch der war ſchon leer. „Hab mer aber allwei denkt, warum dös Bibibibierl gar ſo ſtark is!“

Aber geſchadet hat's ihm weiter nicht.



Die Dioskuren von Zipfelbach.





Um ihrer vierzehnjährigen Freundſchaft willen verdienen die k. b. Jagdgehilfen Sebaſtian Gmelch und Franziskus Kluibenſchädel dieſen klaſſiſchen Ehrennamen. Aber in Zipfelbach nennt man ſie die ‚Freindrln‘, ein Titel, in dem die Häufung der linden Konſonanten ſymboliſch iſt für das Maß der zärtlichen Freundſchaftsgefühle in den Herzen des Franzl und Waſtl.

Heute ſind ſie zwei luſtige Grauköpfe, von denen jeder ſein geordnetes Anweſen hat, ſein Weib und dazu einen Haufen Kinder. Aber dieſe kleinen häuslichen Zerſtreuungen taten der Freundſchaft dieſer beiden niemals einen Abbruch. Sie blieben trotz Kindergeſchrei und Weiberzank die ‚Freindrln', die ſie waren. Die Ehe pflegt gemeinhin auf Männerfreundſchaften nicht günſtig einzuwirken. Aber Franzl und Waſtl hatten da einen leichteren Standpunkt. Als ſie mit ihrer erſten Liebe aufs Trockene geraten waren, beſchloſſen ſie zur Vermeidung aller weiteren Konflikte, überkreuz ihre Schweſtern zu heiraten. So wurden die ‚Freindrln' auch noch Schwäger, und jede Gefahr, die aus ihren gleichen Geſchmäckern hätte entſpringen können, war ein für allemal beſeitigt. Denn ihre Gemüter waren durch die jahrelange Freundſchaft ſo glatt ineinandergeſchliffen, daß ſie in allen Geſchmacksfragen den gleichen ‚Guſto' hatten. Was dem Franzl taugte, das gefiel auch dem Waſtl. Und umgekehrt. Einer trug das Haar genau ſo friſiert wie der andere, jeder zwirbelte den Schnauz-

bart mit dem gleichen Schwung, immer trugen ſie die gleiche Kluft, rauchten den gleichen ſchlechten Tabak aus den gleichen ſchönen Pfeifen und ſchoſſen die gleiche Kugel aus der gleichen Büchſe. Kein Wunder, daß auch der erſte Schuß aus ihren Herzen nach dem gleichen Ziel gegangen war.

Als ich ſie vor zwanzig Jahren kennen lernte, waren ſie ſeit einem Jahr verheiratet, zwei krobknöchige, feſte Kerle, Mitte der Dreißig. Hätte ich ſagen ſollen, welchen von den beiden ich für den beſſeren Jäger hielte, dann wäre mir die Entſcheidung ſchwer geworden.

Auf der erſten Pirſche, die ich mit dem Franzl machte, ſchwatzte er kein Wörtl von ſeinem jungen Weib — ſein einziger Diskurs war die Jagd und der Waſtl Gmelch.

„Den mußt du aber gern haben?“

„Dös glabſt! Der Waſtl und i, mier halten zamm!“

Und die Woche drauf war es ganz das Gleiche mit dem Waſtl.

„Ihr zwei ſeid gute Freunde, gelt?“

„Dös glabſt! Der Franzl und i, mier halten zamm!“

Manchmal hatten ſie auch ganz die gleichen Worte. Und wenn ſie in der Dunkelheit fluchten, konnte man nie unterſcheiden, ob es der Waſtl oder der Franzl war, der ſo teufelte.

Aber ſo feſt die Freundſchaft dieſer beiden auch gefügt und gekittet war — einmal bekam ſie doch einen Puff, durch den ſie faſt in die Brüche gegangen wäre. Das war ein Jahr, bevor die beiden überkreuz ihre Schweſtern geheiratet hatten. Durch einen Zufall kam ich hinter die Geſchichte. Ich hatte mit dem Franzl auf dem Steinberg einen kapitalen Hirſch von vierzehn Enden geſchoſſen. Dieſe Freude mußte begoſſen werden. Als wir gegen Mittag den Hirſch hinunterbrachten ins Dorf, ließ ich ein Faß Bier auflegen. Die Kellnerin wollte anzapfen. Aber da machte der Franzl einen Sprung auf das Mädel zu:

„Jöiſes, einhalten, ſag i! Z'erſt muaß i den Waſtl holen! Ehndr der Waſtl net da is, därf net anzapft wearn! Da kunnt mer koa Tröpfl net ſchmecka! Der Waſtl muaß mittoan!“

Der tat auch mit. Ganz gehörig! Bis zum Abend hatten die beiden den letzten Tropfen

‚auffigfreinderlt' aus dem Faß. Alle beide hatten ſie einen feſten Schwammer und ſtanden nicht mehr ſicher auf den Beinen. Sie hatten ſich von mir ſchon verabſchiedet und wollten Arm in Arm zur Tür hinaus. Da ſagte der Waſtl: „Jeſſes, Franzl, haſt ebba dein Gnicker derbei?“

„Freili, ja.“

„Denn tuaſt mer fei her, gelt!“

Franzl lachte und zog das Meſſer mitſamt der Scheide aus der Kurzledernen. „Da haſt 'n!“

Mit einer merkwürdig heiteren Wichtigkeit verwahrte Waſtl den Gnicker des Freundes in ſeiner Bruſttaſche und knöpfte von oben bis unten die Joppe zu. „Alſo! Maſchier mer!“ Und lachend torkelten die beiden davon.

Am andern Tag, als ich zur Abwechſlung mit dem Waſtl pirſchen ging, fragte ich: „Du, was war denn das geſtern, mit dem Gnicker?“

Eine Weile konnte der Waſtl vor lauter Lachen gar nicht reden. Dann erzählte er, wie das zugegangen, daß er mit ſeinem Franzl eines Tages ‚ſchiergar überzwerch' geraten wäre.

Schon in der Schule waren die beiden Seite an Seite auf der gleichen Bank geſeſſen und hatten alle Lumpereien gemeinſam getrieben. Als grüne Bürſchlein hatten ſie heimlich mit einander gewildert. Dann waren ſie zum gleichen Jägerbataillon gekommen und hatten in der Kaſernſtube Bett an Bett geſchlafen. Und nach der Heimkehr ins Dorf bekamen ſie am gleichen Tag das Dekret als k. b. Jagdgehilfen. Zu dieſer Zeit war in den beiden ‚Freindrln‘ der Guſto ſchon ſo ausgeglichen, daß ſie ſich alle zwei ins Huber-Nannerl verguckten. Das wollten ſie einander in der gleichen Stunde bekennen — und als ſie das Unglück merkten, kam über den Franzl und Waſtl eine arge Traurigkeit. Den Konflikt, der zwiſchen den beiden Freunden zu entſtehen drohte, löſte das Huber-Nannerl auf einfache Weiſe, indem es weder den Franzl noch den Waſtl nahm, ſondern Stuhlfeſt mit dem Ferchenbacher-Hiesl feierte. Jetzt war die Freundſchaft wieder obenauf. Die beiden heulten miteinander und freuten ſich in Eintracht, daß ſie der Gefahr, ‚überzwerch‘ zu geraten, ſo ſchön entronnen

waren. Aber es blieb doch eine empfindliche Gereiztheit zurück.

Und da wurde damals in Ferchenſee, eine Wegſtunde von Zipfelbach, ein Scheibenſchießen abgehalten. Alle beide waren ſie dabei, mit ihren gleichen Büchſen. Aber ſie hatten keine ruhigen Hände — weil der Ferchenbacher-Hiesl mitſchoß. Weder der Waſtl noch der Franzl bekam einen Preis; dafür aber jeder einen Fetzen-Rauſch! Als ſie in ſtockfinſterer Nacht den Heimweg antraten, hatte der Franzl noch ſo viel Beſinnung, daß er dem Waſtl vorſchlug: „Du, unſere Büxner laſſen mer da beim Förſtner! Da kunnt ebbes paſſieren, woaßt!“ Dann wankten ſie hinaus in die Nacht.

Der Umweg, den die breite Straße machte, war ihnen zu weit. Sie gingen den Fußweg durch den Bachwald. Ein ſchmaler, unebener Steig. Dazu eine Nacht, in der man die Hand nicht vor den Augen ſah. Bald rannte der Waſtl und bald der Franzl an einen Baum, daß ihnen das Feuer aus den Augen blinkerte. Wenn das ſo aufblitzte, hatte jeder von beiden immer das gleiche Wort: „Himi ſakra!“ Und

rannten ſie nicht an die Bäume, ſo pufften ſie mit den Schultern gegeneinander wie die Holzblöcke beim Flößen.

Dem Franzl, der noch immer an den ‚Zentripunkt‘ dachte, den der Ferchenbacher-Hiesl auf der Glücksſcheibe getroffen hatte, wurde dieſes Gerempel auf die Dauer zu dumm. „Himi ſakra, was pumperſt denn allwei ſo oni an oan?“

„Bal du allwei ſo herpumperſt auf mi!“ meinte der Waſtl gutmütig. Dann blieb er ſtehen und glurte mit den ſteifen Augen in die ſchwarze Nacht. „Franzl, du haſt den falſchen Weg!“

„An Schmarren hab i!“

Durch dieſe klare Verſicherung des Gegenteils ließ ſich Waſtl beruhigen. Doch nicht für lange. „Franzl! Himi ſakra! Den falſchen Weg haſt, ſag i!“

„Den rechten hab i!“ Franzl verlor die Geduld. „Himi ſakra, jetzt laß mer mein Ruah!

„Den falſchen Weg haſt! Himi ſakra!“ Waſtl packte den Franzl an der Joppe. „Stehn bleibſt mer!“

Wütend tat der Franzl einen Griff nach der Hüfte. „Himi ſakra!“ Und ſtieß mit dem Meſſer zu.

„Geh, du Narr!“ Nach dieſem ruhigen Wörtlein machte Waſtl ein Purzelbaum in die Stauden und rührte ſich nimmer.

„No ja, bal ma ſein Ruah net hat!“ Und brummend torkelte Franzl weiter durch die Nacht. Nach ein paar hundert Schritten blieb er in der Finſternis ſtehen und ſchrie: „He! Waſtl! Wo bleibſt denn?“ Keine Antwort. Und der Waſtl kam nicht. „Geh, ſei net fad! I hab ja den rechten Weg! ... Waſtl! He!“ Mäuschenſtille blieb es im Wald. „Himi ſakra! So geh halt, wo d' magſt, du bockboanets Luader du!“

Immerzu auf den bockbeineten Waſtl ſchimpfend, wackelte der Franzl heim nach Zipflbach und legte ſich mit den genagelten Schuhen ins Bett, um ſeinen Rauſch zu verſchlafen. Er ſchnarchte. Doch unruhige Träume ſchien er zu haben. Und plötzlich, als es draußen ſchon grau wurde, fuhr er mit dem Kopf in die Höhe. Sein Schädel ſumſte noch — aber etwas wie

halbe Beſinnung war doch in ihm wach geworden. „Himi ſakra! Was is mer denn da paſſiert?“ Um über die Sache klar zu werden, unterzog er den Gnicker einer wiſſenſchaftlich exakten Prüfung. „Mar' und Joſeph!“ Und raus aus dem Bett und zur Türe hinaus. Ein Schubkarren ſtand im Hof. Den packte er und radelte im Laufſchritt gegen den Bachwald.

Der Morgen fing bleich zu dämmern an, als der Franzl ſein ‚Freinderl‘ fand. Waſtl hatte ſich aus den Stauden herausgekrabbelt und ſaß, zwiſchen Ohnmacht und Wachen ſchwankend, mit der blutüberſtrömten Schulter gegen den Stamm einer Buche gelehnt. Bei dieſem Anblick bekam der Franzl das Käſige im Geſicht. Er ſtellte den Karren auf den Weg — das war ſchon der richtige! — und beugte ſich zu dem anderen hinunter. „He! Waſterl! Wia weit ſammer denn?“

„Mein, ſterben muaß i halt!“

„Geh, wearſt do net ſo dumm ſein!“

„Bal mi du a ſo ſtichſt!“

„Na, na, Waſterl, da laß dir no a wengl derweil! Dös haben mer glei!“ Franzl meinte

das Heimbringen. Achtſam hob er ſein ‚Freindrl‘ auf den Schubkarren, ſchob ihm die eigene Joppe unter den Kopf und fing recht ‚fürſichti‘ zu radeln an. Ein bißchen tummelte er ſich aber doch, um noch heimzukommen, bevor die Leute im Dorf an die Arbeit gingen. Bei dieſem Transport verlor der Waſtl wieder die Beſinnung. Drum mußte Franzl, als ſie daheim waren, was übriges tun, um die ſchläfrigen ‚Lebnsgoaſchtr‘ ſeines Herzbruders ein wenig zu ermuntern. Er legte den Waſtl der Länge nach in den Brunnentrog und pumpte fünf Minuten lang das kalte Waſſer über ihn her, ſo lange, bis Waſtl unter dieſem Geplätſcher wie ein Fiſch zu ſchnappen anfing und ſehr lebhaft beteuerte: „Gnuag hab i! Himi ſakra! Gnuag hab i! Hör auf!“

Mit Hilfe von Waſtls Schweſter, die jammernd im Unterrock gelaufen kam, trug Franzl den Bleſſierten in ſeine Kammer und legte ihn aufs Bett — bei welcher Gelegenheit er auch bemerken konnte, daß die Schweſter des Waſtl ‚Holz in der Butten‘ hatte.

„So, Waſterl, jetzt ſchlaf di ſauber aus!“

Das Gleiche tat auch der Franzl, als er heimkam. Und die Schweſter rannte nach Ferchenſee zur Wiesbäuerin, ließ ſich von dieſer weiſen Frau ‚ebbes zum ſchmirben‘ geben und nahm auch gleich die Büchſen der beiden Jäger mit heim.

Nach drei Wochen konnte der Waſtl wieder Dienſt machen. So weit wäre die Sache ganz gut geweſen. Aber der Schandarm hörte im Wirtshaus von der Geſchichte, erſchien beim Waſtl und . . . „Natüarli, in alls müaſſen ſ' ihr Naſen einiſtecken!“ . . . und ſchrieb ſich verſchiedene Bemerkungen in ſein rotes Notizbuch.

Deswegen trutzte nun der Franzl mit dem Waſtl. „Dös hätt's net braucht!“ meinte er. „I hab 's Mäu nobel ghalten!“

Waſtl verteidigte ſich: „Was kon denn i derfier! Bal 'r oam alles auffiquatſcht und allwei glei mit'n Schwiern kummt!“

Dieſes gefürchtete Schwören blieb dem Waſtl nicht erſpart. Und nach kurzer Verhandlung, bei der man den Franziskus Kluibenſchädl in Anbetracht aller mildernden Umſtände zu einem Monat verknurrte, fragte der Richter den

Sebaſtian Gmelch: „Wieviel verlangen Sie Schmerzensgeld und Kurkoſten?“

Lange beſann ſich der Waſtl, bevor er ſtotterte: „In Gottsnamen, wenn's ſcho ſein muaß . . . ſagen mer halt fufzehn Markln.“

„Jöiſes!“ Wie von der Tarantel geſtochen, fuhr auf der Anklagebank der Franzl in die Höhe. „Fufzehn Markln! Waſtl! Biſt denn narriſch! Fufzehn Markln kannſt verlangen! Von mir! . . . Waſtl, Waſtl, dös vergiß i d'r meiner Lebtag nimmer!“

Der Waſtl wurde kreidebleich. „Herr Richter! Na na! Da ziag i zruck! Da hab i a bißl z'viel gſagt! Himi ſakra, laſſen mer's guat ſein! Vom Franzl nimm i nix!“ Und als er ſich entfernen durfte, blieb er vor der Anklagebank ſtehen. „Franzl, geh, konſt aa net ſo ſein! . . . Bleiben mer die alten! Magſt?“

„Bleiben mer's! Ja!“ Beruhigt ſtreckte Franzl die Hand über das Geländer der Anklagebank herunter. „Jetzt woaß i, daß d' es wieder biſt!“

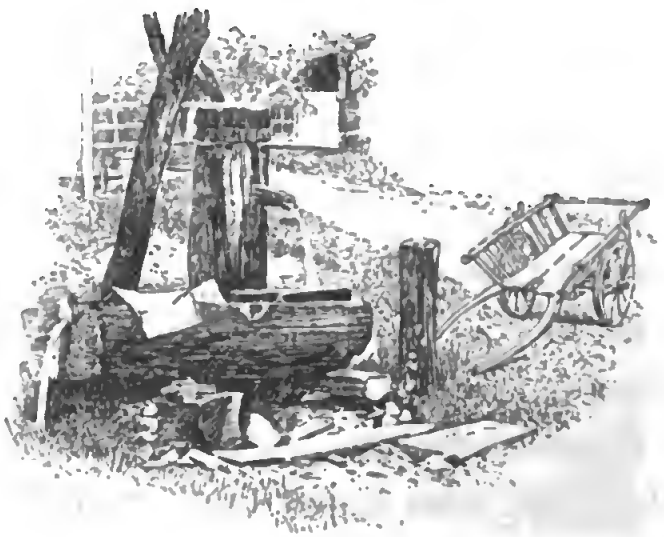
An dem Tag, der dem Franzl die Freiheit gab, erwartete ihn der Waſtl vor dem bewußten Türl. Dann ſaßen ſie bis zum Abend fidel im

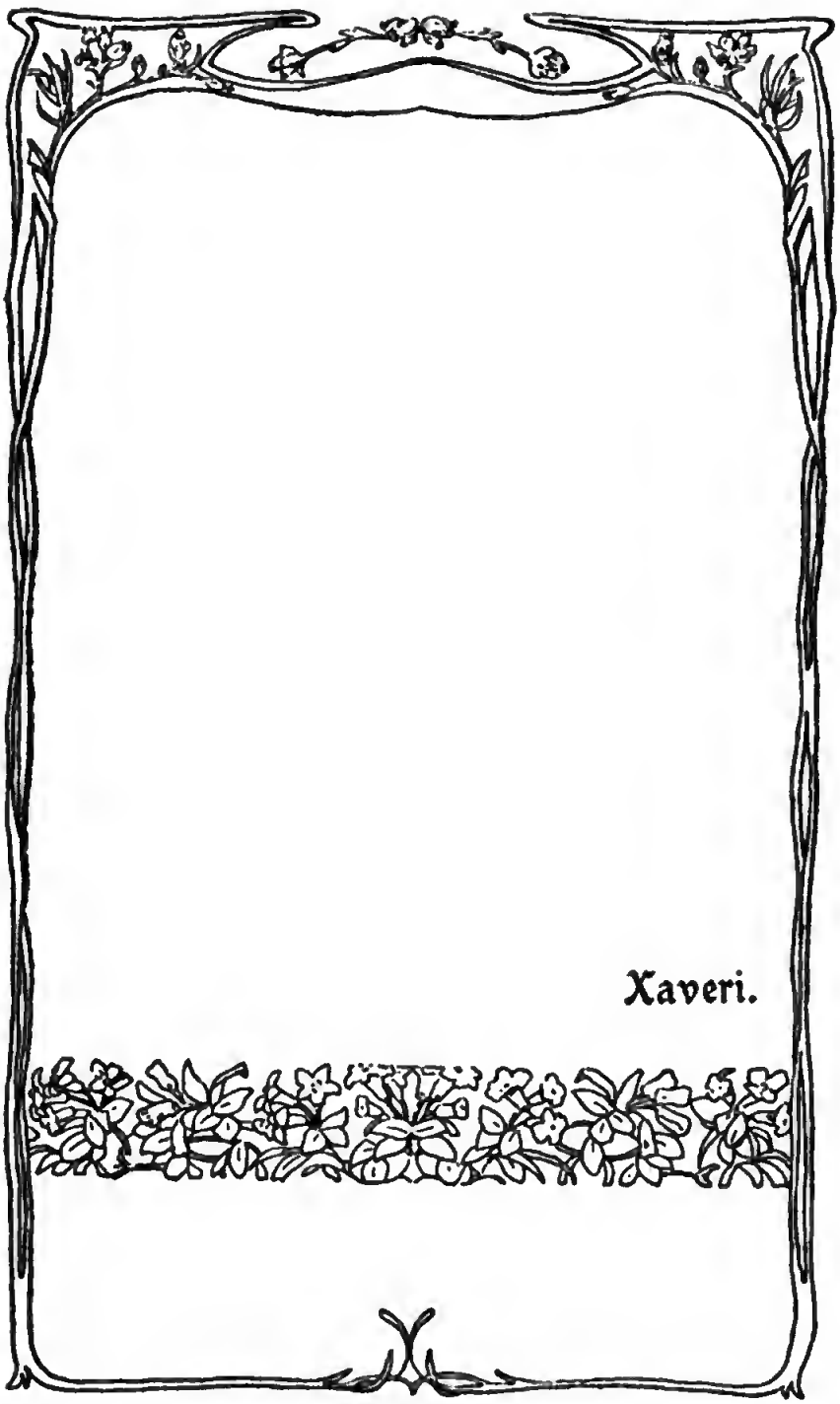
Bräuhaus — und damals machten ſie's miteinander aus, daß ſie überkreuz ihre Schweſtern heiraten wollten.

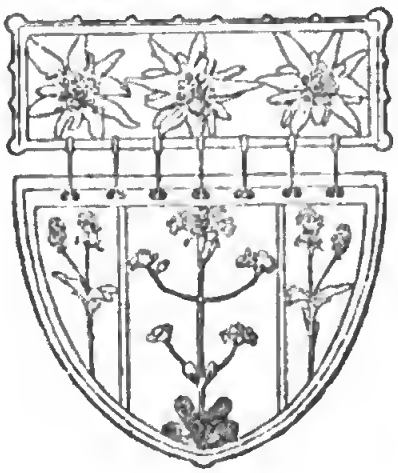
Die Freundſchaft der Beiden wurde niemals wieder geſtört, durch keinen Hauch getrübt.

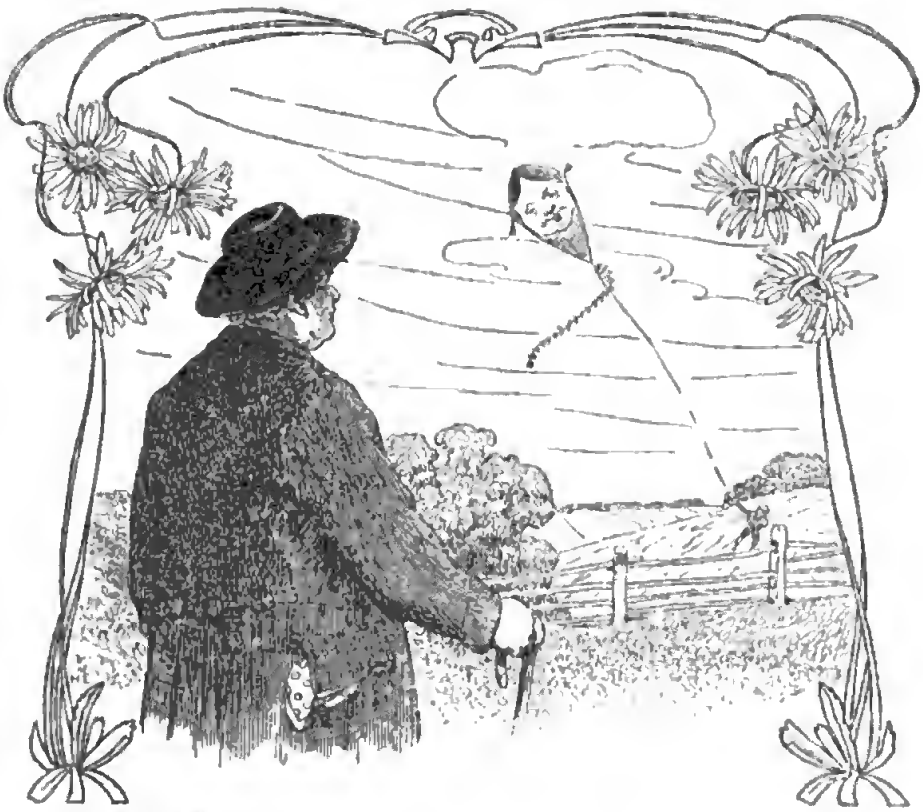
Als mir der Waſtl auf jenem Pirſchgang dieſe Geſchichte erzählt hatte, lachte er vergnügt vor ſich hin. Und ſagte nachdenklich: „Schaugn S', ſo kon's zuagehn auf der Welt! Zwoa Freind, wia der Franzl und i, mier waaren ſchiergar wegen fufzehn Markln mitanand überzwerch kumma!"

Das ewig tiefe Geheimnis von den kleinen Urſachen und den großen Wirkungen!




Xaveri.





Der Xaver Nagl war Sauwärter in einem fürſtlichem Park. Mit 58 Jahren wurde er in Penſion geſchickt, weil er die Schwindſucht oder ſo was ähnliches bekommen hatte — ſo eine Sache, an der man von heut auf morgen ſterben kann. Und weil er in dem Dorf, in dem ich meine Kindheit verlebte, einen verheirateten Bruder hatte, in deſſen Haus ein Stübchen übrig war, kam der Xaveri zu uns heraus, um

ſein beſcheidenes Lebenslichtlein langſam verflackern zu laſſen.

Damals war ich ein Bürſchlein von ſieben Jahren. Aber ich erinnere mich genau, wie der Xaveri ausgeſehen: mager und eingeſchrumpft wie eine Hutzel, die man zu lang in der Dörre gelaſſen, mit einem ledergelben Geſicht, das immer ſorgfältig raſiert war, und mit einem abſonderlichen Haarſchopf über der runzligen Stirne. Hatte er längere Zeit einen Hut getragen, ſo bekam dieſer graue Schopf einen Knick, daß die Haarſpitzen ſenkrecht von der Stirne wegſtanden. Aber das Sonderbare am Xaveri, das waren ſeine Augen — kleine, eiſengraue Augen, von deren winzigen Pupillen gelbliche Strahlen durch die Iris hinausliefen ins Weiße. Der Xaveri ſchielte nicht, wahrhaftig, nicht ein biſſelchen. Aber wenn er einem ins Geſicht ſah, hatte man das Gefühl: Der guckt wo anders hin! Und an Tagen, die recht ſonnig waren, glaubte man, ſeine Augen wären grün. Dieſe Augen hab ich in meiner Kinderneugier immer angeſchaut, wie man eine ganz unbegreifliche Sache betrachtet.

Daß die Leute ſagten, der Xaveri wäre krank — darum kümmerte ich mich wenig. Und ich ſelber merkte nichts davon. So oft ich mit dem Xaveri beiſammen ſaß, war er luſtig und wußte hundert Späße zu machen. Durch einen ‚Baleſter‘, den er mir zu Weihnachten ſchnitzte, gewann er all meine Liebe — denn man konnte mit dieſer kleinen Armbruſt auf dreißig Schritte einen Spatzen treffen, ſogar totſchießen! Der Xaveri hat mir's vorgemacht. Ich hab's ihm freilich nicht nachmachen können — aber das nahm der glorioſen Waffe kein Härchen von ihrem Wert. Und noch mancherlei andere ſtolze Künſte hat mir der Xaveri beigebracht: wie man fiſcht und bei Mondſchein krebſt; wie man Bogen und Pfeile ſchnitzt; wie man aus einem Glacéhandſchuh der Mutter eine wundervolle Schleuder macht; wie man Feuerfröſche und Speiteufel anfertigt; wie man Dohnenſtiege baut und die Schlagkäſtchen für die Wachteln aufſtellt; wie man im Winter mit Papierdüten die Krähen und im Frühling auf der Leimrute die Zaunkönige fängt; wie man Waſſerräder konſtruiert, die ein Hammerwerk und einen

Schöpfbrunnen treiben; wie man einen großen Scheunenſchlüſſel in eine Kanone verwandelt; wie man den Schlag der Vögel nachahmt, bis man völlig mit ihnen ſchwatzen kann; wie man einen Drachen ſteigen läßt, daß er bis in die Wolken fliegt u. ſ. w. — lauter Dinge, über deren glückſeligen Lebenswert ein ganzes Buch zu ſchreiben wäre.

Daß ich die Liſte dieſer Herrlichkeiten gerade mit dem Drachen ſchloß, das iſt kein Zufall. Denn das war von den hundert Künſten des Xaveri die letzte, die er mich lehrte. Auf den großen Drachen, den er für mich gemacht hatte, war dreifach überlebensgroß das fette Geſicht der Pfarrersköchin gemalt — ſo ähnlich, daß der Hochwürdige Herr bei einem Spaziergang das teure Antlitz erkannte, obwohl der Drache 200 Meter hoch in den Lüften flog. Ich bekam einen klatſchenden Segen auf die Wange und fing zu heulen an — aber nicht über den brennenden Schmerz auf meiner Backe, ſondern weil die Flugſchnur entzwei geriſſen war und der Drache irgendwo in der Ferne niederſauſte. Eine ganze Stunde mußte ich auf der Kuhweide

zwiſchen den Wacholderbüſchen ſuchen, bis ich ihn fand. Und da war ſchon eine Kuh hineingetreten, hatte die Stäbe geknickt und das ſchön gemalte Bildnis in Fetzen geriſſen. Mit naſſen Augen, im Herzen den erſten antiklerikalen Zorngedanken, trug ich die bleſſierte Pfarrersköchin auf dem Rücken heim ins Dorf, zum Xaveri. Der hatte an dieſem Tage, trotz der ſchönen Frühlingsſonne, die Stube nicht verlaſſen. Krumm zuſammengebogen ſaß er in einem Lehnſtuhl und hatte zwei Fuchsſchwänze um den Hals gebunden. Das ſah ganz wunderlich aus: dieſes kleine, ledergelbe Geſicht zwiſchen dieſem Wuſt von roten Haaren. So verdutzt war ich, daß ich nicht gleich erzählen konnte.

Als der Xaveri die Tragödie des Drachens vernahm, da hüſtelte er ein bißchen und ſchmunzelte vergnügt vor ſich hin. Ich mußte ihm ein Tiſchchen neben den Lehnſtuhl rücken, alles holen, was nötig war — und dann band der Xaveri dünne Holzſpähne an die geknickten Stäbe des Drachens und kleiſterte die Pfarrersköchin wieder zuſammen — ſieben weiße Pflaſter bekam ſie ins rote Geſicht.

Draußen im Garten wollte ich den geheilten Drachen probieren. Der flog aber nimmer, ſo inbrünſtig ich auch das Flugſprüchlein betete:

„Gerlauggi, Gerleini,
Flieg auffi, ſteig eini,
Berliggo, berlimmi,
Bis auffi in Himmi.
Schnurfeſt,
Über d'Äſt,
Baamfrei,
Dachfrei.
Flieg, flieg, flieg,
Der Tuifel is im Krieg,
Und ſchießt mit ſeiner Schlüſſelbüx
Und trifft di net und tuat d'r nix!
Flieg, flieg, flieg!“

TAYLOR INST. OXFORD

Doch immer traf der Teufel, und immer ſauſte der Drache wieder herunter ins Gras. Ich trug ihn zum Xaveri in die Stube. Der wog das Gleichgewicht des Drachens auf der Daumenſpitze und verſchob die Holzſpäne, die an die Stäbe gebunden waren. „Jetzt muaß er fliegen!“

Aber der Drache flog nicht. Und als ich wieder in die Stube kam, ſagte der Xaveri:

„Der muaß d'Seel verloren haben! Da hilft koa Flicken nimmer. Morgen mach i d'r an andern.“

Am folgenden Morgen, in aller Gottesfrühe, lief ich wieder hinunter zum Xaveri. Doch da ſaß ein ſtiller, toter Menſch im Lehnſtuhl. Und der Xaveri war im Tod um die Hälfte kleiner geworden — zwiſchen den roten Fuchsſchwänzen ſah man nur noch die Stirn mit dem ſonderbaren Haarſchopf.

Im Hauſe wußten ſie noch nichts. Erſt mein Geſchrei rief den Bruder des Xaveri von der Hobelbank und die Schwägerin aus der Küche. Immer wollte ich davonlaufen. Aber es hielt mich feſt. Ich mußte beim Xaveri bleiben — und mußte mitanſehen, wie ſie den Toten vom Lehnſtuhl ins Bett hoben und wie ſie ihm die ſteif gebogenen Knie ſtreckten. Weil die ſtarren Beine nicht gleich gehorchen wollten, ſagte der Bruder: „Geh, Xaveri, gib nach! Biſt doch allweil der Gſcheider gweſen!“ Und als der Xaveri nachgegeben hatte, nahmen ſie die roten Fuchsſchwänze von ſeinem Hals und legten ihm die Hände kreuzweis auf der Bruſt übereinander.

Als ich nun das Geſicht des Xaveri ſehen konnte, der nur zu ſchlafen ſchien, verlor ich alle Angſt — und ging auf den Toten zu und ſtreichelte ihm die kalte, ledergelbe Hand.

Viele Jahre war es wie ein baumfeſter Glauben in mir, der Xaveri hätte mich noch einmal angelacht und hätte wieder zu mir geſagt: „Geh her, Ludwigle! Vor nix muaß ma ſi ferchten!“

Dieſes Wort, für das ich dankbar bleiben werde mein Leben lang — dieſes Wort hab ich wirklich einmal vom Xaveri gehört.

Da waren wir eines Abends miteinander zum Fiſchen gegangen. In der Nähe des Dorfes floß ein Bach, in dem es Weißfiſche, Rotaugen, Naſen, Pürſchlinge und manchmal eine Forelle gab. Ich trug die Gießkanne, in die wir die gefangenen Fiſche ſteckten, und der Xaveri war mit einem flachen Weidenkorb ausgerüſtet, der ſo groß war wie ein Wagenrad. Wie er damit die Fiſche fing, das war die einfachſte Sache von der Welt. Er ſtülpte ſich die Hoſen bis zu den Hüften hinauf — dieſe Beine hättet ihr ſehen ſollen, ſie waren wie zwei lange,

roſtige Stricknadeln — und dann ſtieg er ins Waſſer, jagte die Fiſche unter das Geſträuch, tauchte langſam mit dem Korb von unten her durchs Waſſer gegen das Ufer hin, machte einen flinken Stoß — und wenn er den Korb übers Waſſer hob, dann zappelten ſilberblitzend die Fiſche drin. Und der Xaveri lachte.

An jenem Abend nun geſchah bei dieſer Fiſcherei etwas Merkwürdiges. Da hob der Xaveri wieder einmal den triefenden Korb aus dem Bach heraus — und als ich geſpannt übers Ufer hinunterguckte und ſchon die Hände ſtreckte, um den Fang zu haſchen, ſah ich in dem ſeichtwerdenden Waſſer des Korbes etwas Langes und Schwärzliches mit blitzſchnellen Bewegungen umherſchießen. Es war eine Waſſernatter. Kalt erſchrocken ſprang ich auf und rannte über die Wieſe davon. Doch als ich den Xaveri lachen hörte, blieb ich ſtehen und ſah mich um. Nur ſein ledergelbes Geſicht mit dem ſonderbaren Haarſchopf guckte übers Ufer heraus.

„Geh her, Ludwigle!“ rief er und lachte wieder. „Wearſt doch a bißl Kuraſchi haben?“

Langſam kam ich näher und fragte: „Iſt ſie giftig?“

„Grad ſo giftig wie a Bratwurſt.“

Dieſe Verſicherung machte mir Mut, denn die Bratwürſte hatten mich noch nie gebiſſen.

Und an der Natter, die ſich jetzt im Korbe ruhig umherſchlängelte, erklärte mir der Xaveri den Unterſchied zwiſchen den ungefährlichen Schlangen und den giftigen Vipern. Dann ſagte er: „Alſo! Fang d'r's amal! Hinter'm Köpfl muaßt es packen. Und wie kuraſchierter als d' es packſt, wie leichter laßt ſe ſi greifen!“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Du biſt mer a ſchöns Mannsbild!“ Lachend faßte der Xaveri die Natter am Hals und hob ſie aus dem Korb. Sie ließ den Körper mit leichtem Geringel herabhängen, und wie Nadelſpitzen funkelten ihre winzigen Äuglein. Und ruhig ſagte der Xaveri: „Vor nix muaß ma ſi ferchten! Da ſchau her!“ Er machte rechts am Munde ein kleines Löchelchen — wie es die alten Bauern machen, wenn ſie die Pfeife zwiſchen die Zähne ſtecken — und ſchob den Kopf der Natter zwiſchen die Lippen. Dann

machte er das Löchelchen links am Munde, und da kroch die Natter wieder heraus und fiel ins Waſſer. Mit feinen, ſchlanken Bewegungen ſchwamm ſie davon. „Spring eini!“ ſagte der Xaveri. „Und fang's!“

Hurtig ſtülpte ich die Höschen hinauf, ſprang in den Bach und watete drauf los, bis ich die Ausreißerin gefangen hatte. Zuſammengeringelt lag ſie zwiſchen meinen hohlen Händen und hob nur ein wenig das Köpfchen. Je länger ich ſie betrachtete, deſto beſſer gefiel ſie mir — und damals hab ich zum erſtenmal im Leben die Erfahrung gemacht, daß es Dinge gibt, die ſchön ſind, obwohl alle Welt von ihnen behauptet, ſie wären häßlich.

„So! Jetzt kannſt es wieder einilaſſen ins Waſſer! Dös is a nutzbars Viecherl, woaßt! Dös frißt alles Unziefer auf!“ Und als ſich die Natter aus meinen Händen heraus ins Waſſer ringelte, ſagte der Xaveri mit Lachen: „Gelt? Vor nix braucht ma ſi ferchten!“ —

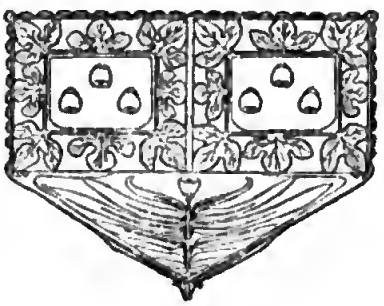
Seit jenem Abend am Bach ſind über die vierzig Jahre vergangen! — Wo iſt der Xaveri? — Gar viel wird nimmer von ihm übrig ſein,

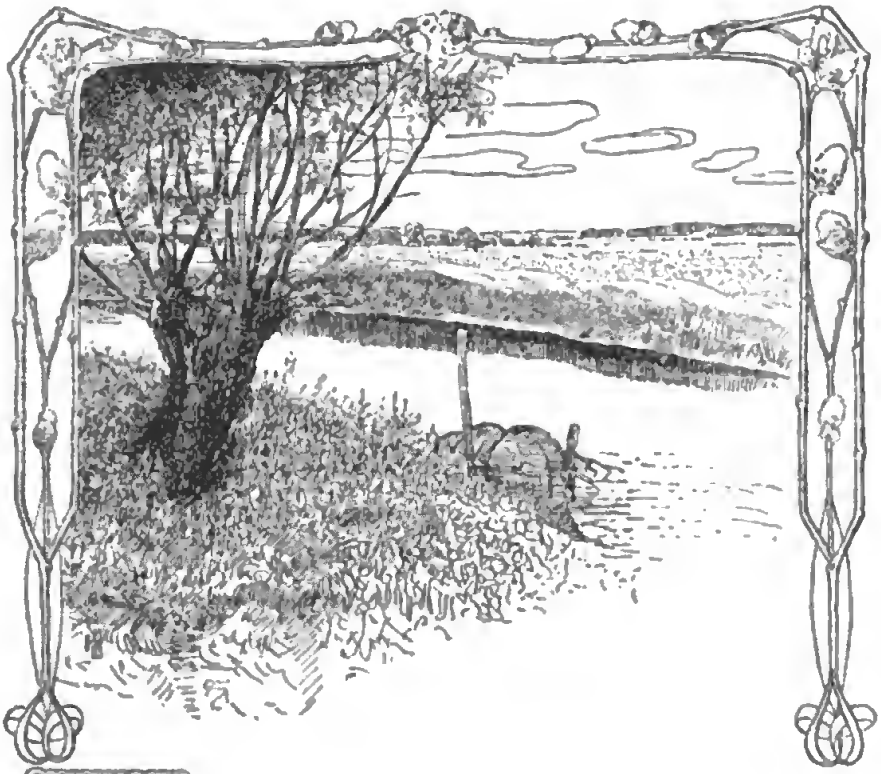
da drunten! Aber ſein Wort iſt mir geblieben. Wenn er wüßte, wie oft ich ihm dieſes ſtarke Wort im Leben ſchon nachgeſprochen habe! Und wie oft es mir eine gute Waffe war!

Xaveri! Unter all meinen Schulmeiſtern warſt du einer der beſten! Dir dank ich ein gut Teil vom Lachen meines Lebens, das die Furcht nicht kennt! Und kommt einmal nach aller frohen Sonne der Eine zu mir, der zu allen kommt — dann will ich ihn mit deinem Wort begrüßen.

„Vor nix muaß ma ſi ferchten!“

Der Jäger-Uerle.





Der fällt mir ein, weil ich vom Xaveri und vom Fiſchen erzählte. Und die Geſchichte mit dem Jäger-Uerle iſt mir ein Jahr nach des Xaveri Tod paſſiert.

Mit ſeinem Vornamen hieß er Ulrich. Wie er ſonſt noch hieß, das weiß ich nicht. Die Leute ſagten: „Der Jäger-Uerle“. Anders hab ich ihn niemals nennen hören. Dieſer Name iſt ihm geblieben, weil er bis zu der Zeit, in der mein Vater als Oberförſter in das Dorf kam, die Gemeindejagd in Pacht hatte. Aber

mein Vater, der von der Bauernjägerei aus mancherlei triftigen Gründen nicht viel Gutes hielt, ſteigerte dem Uerle die Jagd vor der Naſe weg. Von Stund an war der Jäger-Uerle der verbiſſenſte Widerſacher des Forſthauſes. Wo er meinem Vater eine Schwierigkeit in der Gemeinde verurſachen konnte, tat er's. Und ſchimpfen konnte er in ſeinem Zorn wie ein Rohrſpatz — obwohl er über die heißblütigen Jahre längſt hinaus war: ein alter, ſpindeldürrer Bauer, ſchon über die Siebzig, mit tränenden Augen in dem grauen Runzelgeſicht und mit ruheloſem Datterich in den Händen. Er trug ſich, wie man im Dorf zu ſagen pflegte, ‚nach der alten Zeit' — das Wörtchen ‚Mode' war damals in den Sprachſchatz unſeres Volkes noch nicht aufgenommen. Und ich habe den Jäger-Uerle niemals anders geſehen, als in dieſem verſchoſſenen Sonntagsſtaat: mit den weißen Strümpfen und den ſchwarzen Schnallenſchuhen, mit der bockledernen Bundhoſe, mit den Silberzwanzigern an der roten Weſte, mit dem dunkelgrünen Flügelrock bis über die Strümpfe hinunter, und mit

dem großen, widerhaarigen Filzhut, um den die verblaßte Goldſchnur mit den ſchweren Troddeln geſchlungen war.

Der Uerle und ich, wir waren gar nicht gut auf einander zu ſprechen: erſtens, weil ich zum Forſthaus gehörte, und zweitens, weil wir beide noch eine Privatfehde mit einander hatten. Denn das Fiſchwaſſer, in dem es ſo ſchöne Rotaugen, Naſen und Pürſchlinge gab, gehörte dem Jäger-Uerle. Da gab's kein Wegpachten, das Fiſchrecht gehörte dem Uerle für Lebenszeit. Aber ein Bub, der *muß* doch fiſchen! Das iſt einfach ein Naturgeſetz, gegen das kein Aufkommen denkbar iſt! Und weil ein Verſuch, auf dem Umweg über den Bürgermeiſter vom Jäger-Uerle die Erlaubnis zum Fiſchen zu bekommen, kläglich geſcheitert war, mußte ich eben *ohne* Erlaubnis dem Machtgebot der Natur gehorchen. Warum auch nicht? Der liebe Gott hat die Fiſche für *alle* Menſchen erſchaffen, nicht nur für den Jäger-Uerle! Bei dieſer kommuniſtiſchen Anſchauung hatte ich neben dem Xaveri noch zahlreiche Geſinnungsgenoſſen im Dorf — und außer dem

Jäger-Uerle nur einen Gegner: meinen Vater, der nicht ſonderlich angenehm berührt geweſen wäre, wenn einer im Dorf meinen Lehrſatz von den für alle Menſchen erſchaffenen Fiſchen auf die Rehböcke, Haſen und Rebhühner übertragen hätte. Aber trotz des doppelten Verbotes konnte ich das Fiſchen nicht laſſen.

Ein einzigesmal erwiſchte mich der Uerle. Da hatte ich eine Woche lang ganz feuerfarbene Ohren und eine neue Friſur — meine Haare hatten in den Wurzeln die Richtung geändert. Aber Erfahrung ſchärft die Vorſicht. Ich fiſchte für die Zukunft nur an Stellen mit weitem Ausblick. Und wenn ich den Jäger-Uerle irgendwo auftauchen ſah, nahm ich Reißaus, huſchelte mich hinter eine Hecke und hatte mein ſtilles Vergnügen daran, wie der Uerle ſchimpfte und fluchte. Doch ſchließlich ereilte mich das Schickſal und führte zu einer unerwarteten Wendung der Dinge.

Der Xaveri lag ſeit einem Jahr unter der Erde. Aber ich hatte was von ihm gelern und war ohne Teſtament der Erbe des Weidenkorbes geworden. Und da ſtand ich an einem

ſchönen Junimorgen wieder einmal mit aufgeſtülpten Hoſen im Bach. Meine Beute war ſo ausgiebig, daß ſich die vielen Weißfiſche, Naſen, und Rotaugen in der engen Gießkanne nimmer behaglich fühlten. Sie legten ſich auf den Rücken und drehten den weißen Bauch in die Sonne. Vor Sorge, daß mir die Fiſche umſtehen könnten, war ich aus dem Bach geſtiegen, hatte friſches Waſſer in die Kanne gegeben und guckte nun mit Spannung zu, wie die Fiſche in der Gießkanne mit den Kiemen arbeiteten und ſich langſam erholten. Da plötzlich ſcholl über mir eine Stimme in keifendem Zorn: „Maleſizlausbuab, verfluachter! Hab i di amal! Du Forſthauskrot, du miſerablige! Wart, jetzt reiß i dir aber d'Ohrwaſcheln aus'm Grind!“

Mir fuhr ein heilloſes Entſetzen in die Knochen. Zum Davonlaufen war's zu ſpät — der Jäger-Uerle hatte mich ſchon beim linken Ohr. Und da fiel mir das ſtarke Wort des Xaveri ein. Braucht man ſich vor nichts in der Welt zu fürchten, dann wird man auch mit dem Jäger-Uerle noch fertig werden! Und als

ich mir das dachte, unternahm ich mit Kopf und Fäuſten einen energiſchen Vorſtoß gegen die Magengrube des Uerle. Das tat eine Wirkung, vor der ich ſelber erſchrak — denn der alte, lange, magere Menſch fiel lautlos auf das Ufer hin, überſchlug ſich und klatſchte der Länge nach ins Waſſer. Und wie ein Stein ging er unter. Der Bach war ſeicht, aber doch ſo tief, daß vom Uerle nichts in der Höhe blieb als die dunkelgrünen Rockſchöße. Unter dem klaren Waſſer lag er mit dem Geſicht auf dem Kiesgrund und machte mit den Händen ſo abſonderliche Bewegungen wie ein Krebs, der gerne nach vorwärts möchte und immer nach rückwärts kommt.

Was bei dieſem Anblick in mir vorging, weiß ich nimmer. Ich weiß nur noch, daß es etwas Fürchterliches war — und daß ich wie irrſinnig zu ſchreien anfing, und daß ich plötzlich ins Waſſer ſprang und die dunkelgrünen Rockſchöße packte und aus allen Kräften zu ziehen und zu zerren anfing. Als ich den Uerle auf ſeichterem Boden hatte, kam er zu ſich und begann zu ſpucken, zu blaſen und mit

den Armen zu fuchteln. Zitternd hob er ſich auf die Knie und ließ ſich von mir noch vollends hinauslotſen auf die Wieſe. In dicken Fäden rann das Waſſer von ihm herunter, die weißen Haare waren wie eine glatte, dünne Schlafmütze, und langſam, immer ſpuckend, guckte der Jäger-Uerle um ſich her wie einer, der ſich auf irgend etwas beſinnen muß. Dann ſah er mich an, legte mir die Hand auf den Kopf und ſagte: „Büable, dös haſt aber guat gmacht!“

Ich dachte: „Jetzt wird er loshauen!“ Und drum ließ ich Korb und Gießkanne im Stich und fing zu rennen an, was ich rennen konnte. Aus der ſicheren Ferne ſah ich noch, wie ſich der Jäger-Uerle hinter einer Ecke auszog bis aufs Hemd und die Kleider zum Trocknen in die Sonne legte.

Dann lief ich heim. Aber das böſe Gewiſſen ließ mich nicht ins Haus, nicht vor die Augen meines Vaters. Ich hatte ſo eine dunkle Ahnung, als ſollten da noch ſchauerliche Dinge kommen. Und richtig, nach einer halben Stunde ſah ich den Jäger-Uerle über den Fußweg herauftappen, mit dem Weiden-

korb und mit der Gießkanne. Um allen Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, flüchtete ich in die Scheune, kletterte über die Leiter zum Heuboden hinauf und ſpähte durch eine Mauerlucke.

Der Jäger-Uerle trat in den Hof, ſtellte die Gießkanne auf die Hausbank, lehnte den Korb dazu, guckte im Hof herum und an den Fenſtern hinauf — und ging davon. Draußen, hinter den Staketen, fühlte er mit den datterigen Händen nach ſeinen Rockflügeln, ob ſie noch feucht wären. Und dann verſchwand er.

Jetzt war mir leichter. Und die Neugier trieb mich zur Gießkanne. Alle Fiſche waren drin, aber alle mit dem weißen Bauch in der Höhe. Keiner lebte mehr. Die Nachbarin, der ich ſie ſchenkte, hat ſie aber doch gebraten.

Am Sonntag, als wir nachmittags beim Kaffee ſaßen, kam der Jäger-Uerle, ganz feierlich. Vater und Mutter machten verwunderte Augen — und ich verduftete. Aber ich konnte noch hören, wie der Uerle ſagte: „Schaugn S', Herr Oberförſtner, dö Feindſchaft allweil überanand, dös hat ja koan Verſtand! Und drum hab i mer denkt . . .“

Ich hockte im Gemüſegarten hinter den Johannisbeerſtauden und ſah, wie der Jäger-Uerle ſich zu meinen Eltern an den Tiſch ſetzte und von der Mutter eine Taſſe Kaffee bekam, vom Vater eine Zigarre. Und plötzlich gewahrte er mich hinter den Stauden. Und lachte mit ſeiner hohen, dünnen Stimme: „He! Büable! Komm a bißl her!“ Aber ich kam nicht. Und der Uerle rief: „Bal ſei diemal a wengl fiſchen magſt, da haſt Verlaubnis, gelt!“

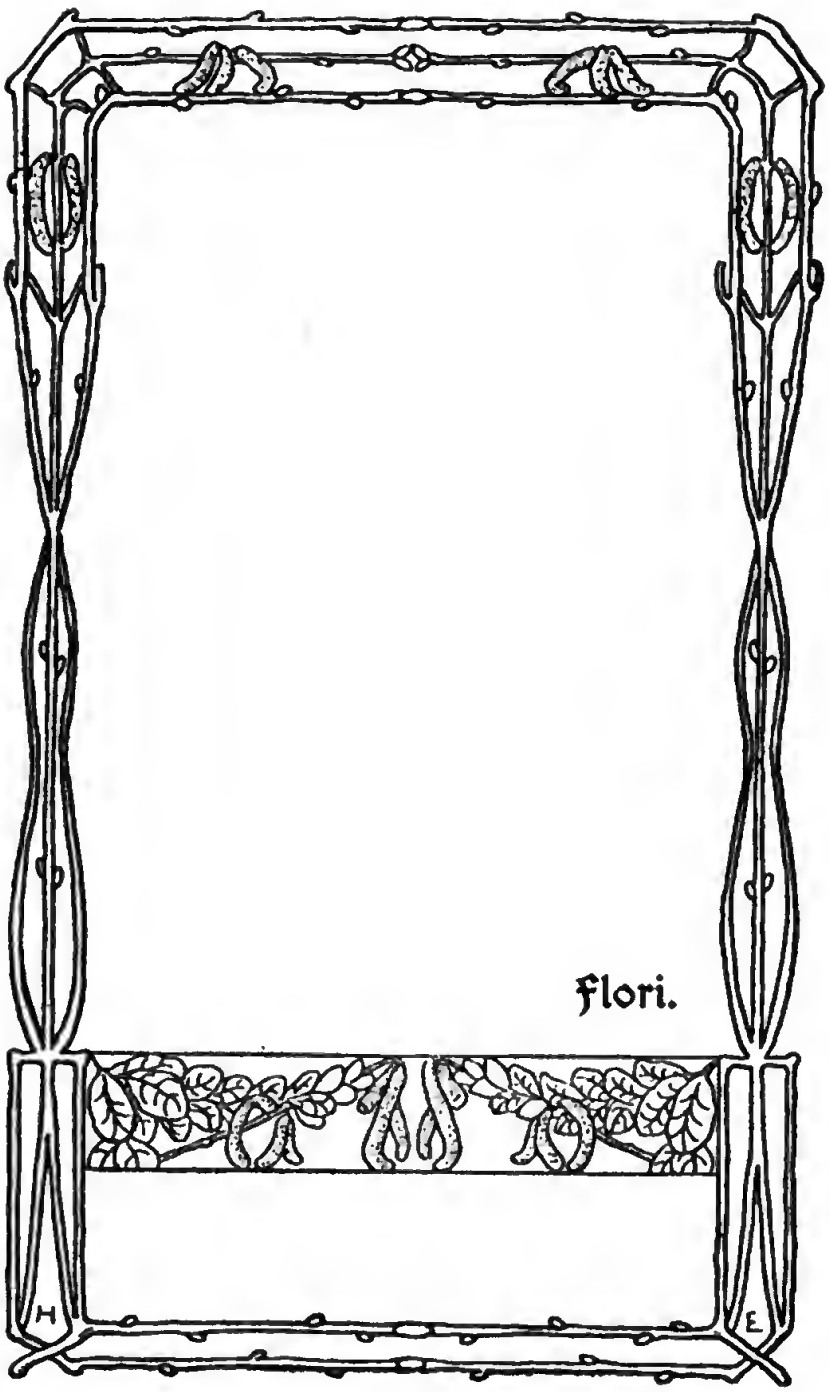
Das Geſicht brannte mir wie Feuer. Doch ich blieb hinter den Stauden ſitzen, bis der Uerle fort war.

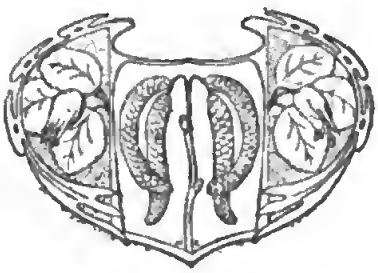
Von dieſer Zeit an kam er an jedem Sonntag auf einen Plauſch ins Forſthaus. Und wo er meinem Vater in der Gemeinde einen Gefallen erweiſen konnte, tat er's. Und bei den Jagden ging er als unbezahlter Ehrentreiber mit.

Von dem unfreiwilligen Bad, das er im Bach genommen, hat der Uerle kein Wörtchen geſchnauft. Ich auch nicht! Aber weil ein geteiltes Geheimnis die Menſchen aneinander kettet, wurden wir beide noch gute Freunde.

Nur ſchade, daß dieſe Freundſchaft von kurzer Dauer war.

Zwei Jahre ſpäter war der Jäger-Aerle zu einer Hochzeit geladen. Da ging es luſtig zu. So luſtig, daß der Boden des Tanzſaales durchbrach. Vierzehn Bleſſierte und drei Tote trug man von dieſer Hochzeit heim. Unter den dreien war der Aerle. Er hatte gar nicht getanzt, nur zugeguckt. Und war auch gar nicht verwundet. Der Schreck hatte das alte, ſpindeldürre Männchen aus dem Leben hinausgeblaſen.


Flori.



Keine Geſchichte — nichts weiter als die Erinnerung an ein paar Worte, wie ſie das Volk in ſchöner Stunde zu ſagen weiß.

Nur vierzehn Tage ſtand der Jäger Florian Wachtler in meinem Dienſt. Denn als ich die Jagd im Gaistal übernahm, hatte der Flori ſeinen Poſten ſchon gekündigt, weil er im Leben vorwärts kommen und die Forſtbauſchule

beſuchen wollte. Ein ſchlanker, beinahe zierlicher Menſch von 19 Jahren, mit einem offenen Knabengeſicht, und heiter wie ein klarer Tag im Mai. Er war der Sohn einer armen Wittib, einer Häuslerin, die im Taglohn ſchwitzte, um für ihren Buben ‚die Studi‘ zuſammenzukratzen.

Als ich zum erſtenmal ins Revier kam, ſchien mir der Flori für eine Tagespirſche auf bedenklichem Terrain zu ſchwächlich, und ich wählte mir lieber zum Begleiter einen von den grobknochigen Lümmeln. Am abend aber, wenn wir mit den Jägern in der Stube beiſammen ſaßen, wußte der lachende Flori immer wieder ein Wort zu ſagen, hinter dem ſich ein hübſcher Gedanke klein machte, wie Kinder im Spiel ſich kicherud hinter die Hecken ducken. Immer beſſer gefiel er mir, und eines Tages nahm ich ihn mit zur Pirſche. Als Jäger machte er ſich gerade nicht berühmt. Aber mir war ſo behaglich zu Mut bei jedem Schritt, den dieſer prächtige junge Menſch an meiner Seite tat — faſt hätt' ich geſchrieben: dieſer Jüngling! Denn ſo was, wie der Flori war, ſo was Ähnliches muß

man ſich denken bei dieſem ſchönen, verpönten Wort.

Es war im November, zur Zeit der Gemsbrunft. Noch lag kein Schnee — nur droben auf den höchſten Spitzen blühten ſchon die ſilbernen Roſen. Aber eine Kälte war's, daß der gefrorene Almboden unter den Nagelſchuhen klang wie eine ſtählerne Platte.

Fünf Stunden hatten wir auf dem Gemswechſel ausgehalten. Seit einer Weile klapperten mir ſchon die Zähne, und als ich aufſtehen wollte, glaubte ich in einen Eiszapfen verwandelt zu ſein. Auch der Flori, der in ſeiner dünnen Joppe ſchauerte, machte ganz langſame Bewegungen, während ſonſt an ihm alles ſo flink ging wie bei einem Windſpiel. Um wieder in Wärme zu kommen, wurden wir auf dem Heimweg zu Einbrechern — wir riſſen die vernagelte Tür einer Sennhütte auf, dann ſchleppte der Flori dürres Holz zuſammen und zündete in der Herdgrube ein Feuer an. Still ſaßen wir bei der Flamme, bald die Bruſt und bald den Rücken nach der Wärme drehend. Und ein paar Mal ſchielte der Flori ſehnſüchtig

nach meinem Ruckſack. Aber da war nichts drin, nur die Patrontaſche und das Fernrohr.

„Haſt Hunger, Flori?“

„Ja, Herr, der Magen hat Hoamweh, wie a verirrte Seel nach'm Paradeis!“

Um dieſes Heimweh zu übertauchen, begann er mit dem Feuer zu ſpielen und legte einen Aſt nach dem andern zum Glutſtoß, bis die rauſchende Flamme faſt hinaufſchlug zur Balkendecke. Es waren Latſchenäſte dabei, an denen noch die roten Nadeln hingen. Die kniſterten immer ſo merkwürdig und leuchteten ſo wunderbar ſchön, wenn ſie Feuer fingen. Und ſtatt in Aſche zu fallen, zerſprühten ſie zu winzigen Sternen, die im Tanz der Flammen gegen die Decke flogen und an den ſchwarzberußten Balken noch glimmend hängen blieben. Das ſah ſich an, als hätte die armſelige Sennſtube ihren eigenen dunklen Himmel, an dem zu Hunderten die kleinen Lichter flimmerten.

Nur das Krachen des Holzes und das Rauſchen der Flamme — ſonſt kein Laut in der Hütte — und die tiefen Atemzüge des Flori. Sein Geſicht glühte, und rote Reflexe

zuckten ihm übers Haar und um die Wangen. Der Schatten seines zierlichen Körpers zeichnete sich wie das Bild eines schwarzen Giganten an die Hüttenwand. Und während er unablässig in das Gegaukel der kleinen flimmernden Sternchen schaute, war ein träumender Glanz in seinen feuchten Augen.

Ich fragte mich im stillen: „Was der sich denken mag?“

Da tat er einen langen, wohligen Atemzug und sagte mit einem Lächeln, dessen liebenswürdigen Reiz ich nie vergessen werde: „So a Fuierl geht für a halbe Mahlzeit! Und waar a Madl dabei, so gang's für a ganze!“ — —

Zwei Tage später stieg ich mit dem Flori beim Erlöschen der Sterne zum Sebensee hinauf. Noch immer kein Schnee. Aber eine Kälte, daß jeder Hauch vor den Lippen erstarrte, und daß am Bach entlang alle Büsche vom Reif in dicke Silberbäume verwandelt waren. So oft wir da durchmußten, war um unsere Füße her von den großblättrigen Eiskristallen ein leises Geklirr.

Als sich der Morgen zu lichten begann, er-

reichten wir den Sebenſee, der ſchön wie eine verlorene Gottesträne in der ſchweigenden Öde eines großen Felskares gebettet liegt.

Und da ſah ich das Herrlichſte von allen Farbenwundern, die mir das Naturleben der Berge noch je gezeigt hat.

Der kleine See war gefroren bis auf den Grund. Und das ſpiegelklare Eis hatte ganz die Farbe des Waſſers, wie ein lichter Saphir, durchzogen von grünlichen Bändern, die vom Spiegel ſenkrecht hinunterhingen — nur an dieſen Sprüngen, die das Eis durchfächerten erkannte man, daß der See gefroren war.

Die Sonne kam. Und ich hatte das Gefühl, als wäre das lautloſe Schweigen des weiten, ſteinernen Kares verwandelt in den leis vibrierenden Klang einer tiefen Saite. In den höheren Lüften rührte ſich kein Hauch; nur über die reifbedeckte Erde ſtrich ein feines Atmen hin, und vom Eisduft, der die Latſchenbüſche umkleidete, fielen kleine, ſilberne Flocken nieder. Weit drüben über den gelben Niederalmen hatten die Schrofen des Wetterſtein ſchon volle Sonne und hingen wie ein heißer

Traum im kalten Glanz des Morgens. Die Berge aber, die nahe vor uns das Kar umſchloſſen, verdeckten unſerem Blick die Sonne noch. Der weite Schattenmantel, der die ſteinernen Rieſen umhüllte, hatte jenes tiefe, ſatte Blau, das man ſonſt nur im Süden findet, bei Neapel, wenn an kühlen Winterabenden die Tramontana weht. Doch über alle Grate dieſer blauen Berge hin lief eine goldzitternde Feuerlinie, durch einen dunklen Strich geſchieden von der matten Bläue des Himmels. Und hinter uns, wo der Grünſtein ſich erhob, waren alle die ſteilen Wände und Zinnen ſchon angehaucht von der roſigen Glut des Morgens.

Da ſtieß der Flori einen Laut aus, wie ihn nur das heiligſte Staunen in der enggewordenen Bruſt eines Menſchen weckt. Und deutete mit beiden Händen nach dem gefrorenen See.

Der ſpiegelte den blauen Mantel der Schattenberge — und ſpiegelte zugleich, obwohl wir zwiſchen dem Eis und dem leuchtenden Berge ſtanden, das glühende Rot der ſonnbeſtrahlten Wände. Aber wißt ihr, wie? Die glatte Fläche des Eiſes ſchillerte in allen Tönen vom

tiefſten Stahlblau bis zu jenem lichten Grün, das man an ſchwülen Sommerabenden manchmal zwiſchen langen Wolkenſtreifen am Himmel ſieht. Rote Lichter zuckten mit feinen Strichen durch dieſen blauen und grünen Schimmer. Alle Steinblöcke des Grundes, die man deutlich unter dem Eis erkannte, ſchienen verwandelt in iriſierende Opale — und alle Sprünge, die das Eis durchzogen, hingen als dunkel glühende und roſig leuchtende Bänder vom Spiegel in die Tiefe hinunter, ſeltſam gewunden und gefaltet, an jene Glanzwunder des Nordlichtes erinnernd, von denen die Polarreiſenden zu erzählen wiſſen. Und mitten zwiſchen all dieſem Hexentanz der Farben dämmerte, zerſtückelt, ein geiſterhaftes Bild der auf den Kopf geſtellten Landſchaft.

Das dauerte, ich weiß nicht wie lange. Doch je höher die Sonne ſtieg, deſto mehr ernüchterte ſich dieſer zaubervolle Farbenrauſch. Eine Weile hingen die Sprünge des Eiſes noch wie blaſſe Tücher in milchigem Blau. Und als der gleiſſende Tag über die Schattenberge zu uns herüberguckte, war der gefrorene See ver-

wandelt in einen funkelnden Goldſchild, der die Augen blendete.

Aufatmend ſah der Flori mich an, mit großem, erſchrockenem Blick. Und ſtammelte: „Herr Dokter, da trau i mer nimmer leben!“

Was mag in ſeiner Seele geweſen ſein, als er dieſes merkwürdige Wort hatte ſagen müſſen?

Ich war vom Schauen nicht ſatt geworden. Und dachte: wenn du die Sonne im Rücken hätteſt, ſo könnteſt du vielleicht dieſes farbige Wunder vom anderen Ufer nochmal ſehen? Und wollte geraden Weges über das Eis hinüber. Aber der Flori, als er meine Abſicht erkannte, klammerte die Hände um meinen Arm und ſagte ernſt: „Herr Dokter, da därf ma net einitrappen mit die drecketen Schuah!“

Wir gingen im Bogen um das Ufer. Doch das Wunder blieb erloſchen. Auch von drüben geſehen, ſchimmerte das Eis nur noch wie mattes Glas.

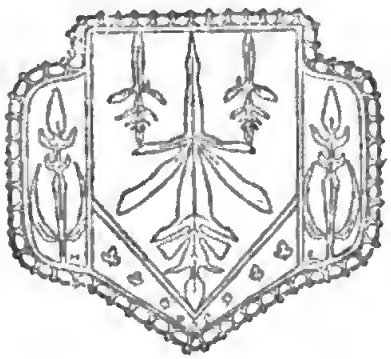
Den ganzen Tag, bis wir heimkamen, war der Flori wie Einer, der über den Durſt getrunken. Immer ſchwatzte er, verworren und aufgeregt. Das Meiſte verſtand ich nicht. Im Flori war eben ein Denken und Fühlen, für

das die unbehilflichen Mittel ſeiner Sprache nicht ausreichten.

Wie ſchade, daß ich dieſen Menſchen nicht behalten durfte! Denn der Flori war ein Poet. Nun ſitzt er irgendwo in einem verlorenen Tiroler Neſt, als k. k. Forſtgehilfe — und vermutlich iſt er ſtolz, weil er's im Leben ſo weit gebracht hat!

Vor neun Jahren war das. Und in jedem November, den ich ſeit damals in meinem Jagdrevier verbrachte, bin ich ein paar Mal beim Erlöſchen der Sterne hinaufgeſtiegen zum Sebenſee. Aber was ich damals mit dem Flori zuſammen ſchauen durfte, das hab ich niemals wieder geſehen.

Das Schindeldach.



TAYLOR INST. OXFORD

Da iſt mir einmal eine ſonderbare Geſchichte paſſiert. Ich will ſie niederſchreiben — auf die Gefahr hin, daß mancher meiner Leſer ſie nicht ganz verſtehen wird. Und ich muß die Geſchichte genau ſo niederſchreiben, wie ſie geſchehen iſt; darf nichts hinzufügen, nichts erklären — ſonſt würde ſie vielleicht zu einer Unwahrheit werden. Denn ich habe den beiden Menſchen, um die es ſich handelt, weder ins

Herz noch unter die Stirn geſchaut. Was da drinnen vorging, weiß ich nicht. Das hab ich nur erraten können. Aber dabei kann ich mich auch getäuſcht haben.

Bevor ich erzähle, muß ich etwas vorausſchicken. Ich hatte einen Onkel, der im Forſtfach ein hoher Beamter war und das Referat über das Bauweſen führte. Er mußte draußen in ſeinem Kreis die Beamtenwohnungen inſpizieren und dann der Regierung ſeine Vorſchläge machen, wenn ein Forſtmeiſter oder Förſter ein neues Haus bekommen ſollte, ein beſſeres Dach, einen neuen Stall, eine Brunnenleitung, einen Kachelofen oder einen ſtillen Zufluchtsort mit Waſſerſpülung.

Mit dieſem Onkel ſtand ich immer auf beſtem Fuße. Und dennoch war das eine Verwandtſchaft, die mir mancherlei Unbehaglichkeiten eintrug. Wenn ich zur Gemsjagd hinauskam in die Berge, geſchah es häufig, daß man am Neffen die Ohren des Onkels vermutete. Man trug mir des Langen und Breiten alle Haus- und Stall- und Gartenſchmerzen vor, in der unverhüllten Hoffnung, daß ich die guten

Beziehungen zu meinem Onkel recht nachdrücklich für die Erfüllung dieſer Wünſche ausnützen möchte. Um noch warmes Feuer unter meine erhoffte Fürſprache zu legen, wurde mir auf der Jagd jede mögliche Gefälligkeit erwieſen. Ich ſah mich häufig in der Zwangslage, zur Verhütung eines Mißverſtändniſſes erklären zu müſſen: „Sie irren ſich, mein Beſter, ich habe auf die amtlichen Entſchließungen meines Onkels nicht den geringſten Einfluß!“ Der eine glaubte mir und wurde kühl; der andere nahm das nicht ſo wörtlich, blinzelte mich freundlich an und blieb gefällig.

Das mußte ich vorausſchicken. Und jetzt will ich erzählen. Die Geſchichte iſt vor 24 Jahren paſſiert — ich hatte als friſchgebackener Doktor der Philoſophie die Univerſität verlaſſen und auf der Bühne meinen erſten Erfolg erkämpft. Vierundzwanzig Jahre! Und jedes Wort dieſer Geſchichte, jede Farbe, die mein Auge ſah, jeder Hauch jenes Abends und jedes leiſe Zittern meines Blutes iſt mir deutlich in Erinnerung geblieben.

Mitte Auguſt, an einem wundervollen Tag,

deſſen linde Hochlandsſonne mir die Wangen ſtreichelte wie eine zarte Mädchenhand, fuhr ich, für die Gemsjagd ausgerüſtet, in einem Bernerwägelchen die ſteile Paßſtraße zu dem einſam gelegenen Wirtshaus hinauf, wo ein Jäger mich erwarten ſollte, um mein Zeug in das zwei Stunden entfernte Forſthaus zu tragen.

Eine herrliche Fahrt war's! Und eine Gegend, die ich zum erſtenmal im Leben ſah! Am Ufer eines blitzenden Baches, der froh und übermütig das Lied ſeiner gleißenden Wellen rauſchte, ging die ſteile Straße durch alten, dichtgeſchloſſenen Fichtenwald. Nur manchmal ſah man in einer Breſche der dunklen Wipfel eine ſonnbeglänzte Bergzinne auftauchen, ein grünes Almfeld, einen weißen Schneefleck in der blauen Höhe. Dann wieder die grün geſchloſſenen Mauern. Und unter dieſem Grün ein ſtill geheimnisvolles Spiel von ſchüchternem Licht und ſammettiefen Schatten — ein dämmeriges Farbengewirre, das an Leopardenfelle denken ließ, an die wunderlich gefleckte Haut der Muränen, an Böcklinſche Felſen und Meergeſchöpfe, und ſonſt noch an allerlei Dinge, die

man nie geſehen und dennoch kennt ſeit ewig. Und dazu eine Luft, die ſich trank wie ſüßer Wein, der kühl iſt auf der Zunge und heiß in den Adern! Etwas trunken Fliegendes kam in meine Phantaſie, etwas wohlig Träumendes fiel mir ins Blut.

Der Kutſcher, leiſe vor ſich hinpfeifend, ging neben dem Schimmel her und flocht die ausgefranſte Schnur ſeiner Peitſche zu einem feinen Ende zuſammen. Dann knallte er und ſchrie einen Jauchzer ins Blau hinauf.

Als mein Wägelchen das einſame Wirtshaus erreichte, wollte ich gar nicht ausſteigen, und blieb noch immer ſitzen, während der Jäger, ein ſchwarzbärtiger, langer Burſch, mein Zeug vom Bock herunterholte und meine Büchſe nahm. Aber bei dem kräftigen Wegtrunk, den wir dann im Schatten eines wilden Birnbaumes hielten, warf ich meine Träume hinter die Schulter und dachte an die Jagd, die mir bevorſtand. Und fragte: „Was hab ich für Ausſichten?“

„A paar guate Gamsböck kunnten S' ſcho derwiſchen, ſagt der Förſtner.“

„Und wie wär's denn mit einem guten Hirsch?"

„Herr, da schaut's schlecht aus, sagt der Förstner. Im ganzen Revier umanander haben mer koan schußbaren Hirsch, sagt der Förstner. In der Brunft haben mer allweil die besten Hirsch da, aber im Sommer verziagen si allweil d' Hirsch, der Teifi woaß wohin, sagt der Förstner."

„Warum sagen Sie denn immer: sagt der Förstner? Sie machen ja Dienst im Revier und müssen doch selber wissen, was an schußbarem Wild vorhanden ist?"

„Freili, ja! Aber i sag halt allweil lieber, was der Förstner sagt. Da sag i nacher nix, was ebba net recht sein kunnt."

Ich hatte so eine dunkle Ahnung: da kommst du zu einem, der seine Hirsche vor den Jagdgästen verleugnet, um seine eigene Jägerfreude nicht zu schmälern.

Wir wanderten los. Und das war ein Weg, der mich wieder träumen ließ. Ein Weilchen hatten wir durch stillen, dunklen Wald zu gehen. Dann kamen wir zu offenem Berg-

gehänge, über das ein glatter Fußpfad hinführte. Zur Linken in der Höhe die leuchtenden Almfelder — in der Tiefe zur Rechten das grüne Wieſental mit kleinen Buchenwäldchen und zerſtreuten Gehöften, ſchon übergoſſen vom Abendſchatten, der alle Farben ſanft umſchleierte. Und in der Ferne vor mir die Kette der Berge, ſilberig ins Blau gezeichnet, mit Wäldern, die vom Abend ſchon einen purpurnen Hauch bekamen.

Und wie warm die Stimmung war, die dieſes Bild belebte! Ein ferner Jodelruf, aus hohen Tönen herunterſteigend zu einer lang gehaltenen Note — das Geläut von Glocken in der blauen Tiefe — irgendwo in der Nähe das Lachen eines Glücklichen, der nicht zu ſehen war — dann wieder das Rauſchen eines Baches, das Geplauder einer Quelle — und in der Luft immer wieder der ſüße Wohlgeruch der Brunellen, den man dürſtend atmete.

Auf einem Bergweg laut zu ſchreien, das lieb ich als Jäger nicht. Aber damals blieb ich alle paar Schritte im Gold der Sonne ſtehen und jauchzte hinunter in das ſchattende

Tal. In meinen Sinnen war eine Freude, die ſich äußern mußte. Und als der Abend ſeine roten Gluten um mich herſchüttete, fing ich zu ſingen an. Und ſang immer zu, durch den ganzen dämmerigen Wald, den unſer Weg durchquerte.

Die Zinnen aller Berge brannten, als wir in der letzten Helle des Abends zu einer Lichtung kamen. Ich ſah ein Gärtlein, von einem grünen Zaun umſchloſſen. Und über die Kronen von Kirſchbäumen, zwiſchen deren Laub wie Tauſende von Blutstropfen die reifen Kirſchen hingen, hob ſich die mit Holz verſchalte Wetterſeite eines alten Hauſes. Wie graue Seide glänzte das flache, ſteinbeſchwerte Schindeldach.

Weiße Hühner flüchteten vor uns und flogen mit Gegacker über den Zaun. Ein Hund ſchlug an und bellte immer wütender, je näher wir kamen. „Söllmann! He! Was is denn?“ rief eine Männerſtimme. Da ſchwieg der Hund. Und grüßend kam aus dem Zauntürchen der Förſter heraus, ein ſchöner, ſtattlicher Menſch, braunbärtig, mit ruhigen Augen und lachendem Geſicht.

„Nein," dachte ich, „das iſt keiner, der ſeinem Jagdgaſt etwas vorlügt!"

Bis wir zur Haustür kamen, ſagte er mir das Gleiche, was ich vom Jäger ſchon gehört hatte: auf ein paar Gemsböcke dürfte ich ſicher rechnen — und gleich am andern Morgen ſollte mich der Jäger hinaufführen ins beſte Gemskar. Aber im ganzen Revier hätte er keinen jagdbaren Hirſch. Das ſagte er ſo, daß ich's glauben mußte. Er ſelber hätte leider keine Zeit, mich zu führen — aber auf den Jäger dürfte ich mich verlaſſen. Es wurde noch ausgemacht, daß mich der Jagdgehilf um drei Uhr wecken ſollte — dann legte der Jäger mein Zeug auf die Hausbank und ging davon.

Schon wollte ich mit dem Förſter ins Haus treten. Da kam die Förſterin.

Ich bin keine verliebte Natur. Bin's nie geweſen. Auch als junger Menſch hab ich immer meine feſte Zeit gebraucht, um richtig Feuer zu fangen. Aber damals fiel es mir mit brennendem Zuck ins Blut, von einer Sekunde zur andern.

Hatte der ſchöne Tag meine Sinne geſchult

für die glühende Empfänglichkeit dieſes Augenblicks? Wäre mir das Gleiche auch bei jeder anderen geſchehen, die nicht häßlich war? Oder geſchah mir's nur bei dieſer Einen?

Sie war viel jünger als ihr Mann — nur vier, fünf Jahre über die Zwanzig — ein ſchlankes, ſanft gemodeltes Figürchen, deſſen Linien der aus ſchwarzer Wolle geſtrickte Spenſer und das dünne, grüne Röcklein nur umkleidete, nicht verbarg. Schimmerndes Blondhaar war in ſtreng geflochtenen Zöpfen um die Stirn gelegt. Und große, blaue Augen hatte ſie. Und ein Geſichtchen — — —

Heinrich Loſſow, ein Münchener Künſtler, hat vor vielen Jahren eine Kollektion von Bleiſtiftzeichnungen veröffentlicht, die er „Götterdekamerone" nannte. Da ſind im Geſchmack des Rokoko die verliebten Abenteuer des Zeus geſchildert. Alle die beglückten Freundinnen des Olympiers, dieſe Leda, Danae, Europa, Semele — ſie alle ſehen ſich ähnlich, wie Schweſtern, bei deren Bildung die Natur immer das gleiche wiederholen und verfeinern wollte: ſchlanke, zartgegliederte Weibchen mit

zierlichen, nervös gefingerten Händen und mit ſchmalen, lindgeformten Grübchengeſichtern, in denen ſich ſehnende Lüſternheit mit ſtaunender Unſchuld zu wunderlichem Liebreiz miſcht — die Augen größer als große Augen ſind, das Näschen wie aus einem Roſenblatt gebogen, die Lippen wie mit dem Silberſtichel geſchnitten und gekräuſelt, um jedes Grübchen der leiſe Zauber einer Koketterie, die um ſo verführeriſcher wirkt, je kindlicher und unbewußter ſie zu ſpielen ſcheint.

Solch ein Geſichtchen hatte ſie — nur das Lüſterne jener Bilder müßt ihr euch fortdenken. Denn etwas Stilles, Sanftes und Frommes lag in den großen, blauen Augen, in dem ganzen Weſen dieſes jungen Weibes, das mir auf der Schwelle des einſamen Hauſes die Hand reichte und mich freundlich, doch ein wenig verlegen begrüßte.

Ohne ein Wort herauszubringen, hielt ich immer ihre Hand in der meinen und fing zu zittern an — und ſtarrte ihr ins Geſicht, bis ſie heiß errötend ihre Hand befreite. Während ſie zurücktrat in den Hausflur, ſagte ſie noch

was. Ich war wie taub und verſtand keine Silbe — doch jeden Laut ihrer leiſen, warmen Stimme empfand ich wie einen Feuerhauch in meinem Blut. Und als ſie verſchwunden war, hatte ich ein Gefühl, als hätte mich einer mit ſchwerer Fauſt in den Nacken geſchlagen. Und bei aller Glut, die in mir brannte, zuckte mir kalt und mahnend der Gedanke durch den Kopf: „Schau, daß du weiter kommſt! Du haſt den Verſtand verloren! Bleibſt du, ſo gibt das ein Unglück!“ Aber wie angewurzelt ſtand ich im Purpurblau des ſinkenden Abends und ſchaute ratlos zu, wie der Förſter mein Zeug von der Hausbank nahm. In der einen Hand meinen Rucksack und in der anderen meine Büchſe, blieb er vor mir ſtehen und ſah mir verdutzt ins Geſicht, halb mit Ärger und halb beluſtigt. Dann lachte er: „Kommen S', Herr Dokter, i führ Enk auffi ins Kamerl! Derweil S' es Enk kamod machen, weard Eahna die Meinig ſcho ebbes zum Nachtmahl richten.“ Er trat ins Haus, und ſchweigend ging ich hinter ihm her, auf eine ſchmale, ſteile Treppe zu, die in den oberen Stock des Hauſes hinaufführte.

Dabei kamen wir an der Küche vorüber — und ich ſah den offenen Herd und vor dem flackernden Feuerſchein die Geſtalt der Förſterin, ganz ſchwarz, von einer roten Schimmerlinie umzogen. Mein Herz fing zu hämmern an, daß mir der Atem verſagte.

Droben in der kleinen dämmerigen Stube blieb ich, als ich allein war, unbeweglich auf dem gleichen Fleck ſtehen, ich weiß nicht wie lange. Vor den Fenſtern erblindete das letzte Licht, und es wurde dunkel um mich her. Immer ſtand ich und lauſchte und drückte die Fäuſte auf meine Bruſt. Ein Geruch nach friſcher Farbe und nach feuchter Leinwand war in der Stube — ein Geruch, der mich quälte. Und der Gedanke befiel mich: mein Zeug zurückzulaſſen, durch das Fenſter hinunterzuſpringen in den Garten und davon zu rennen. Aber ich tappte nach dem Feuerzeug und machte Licht, mit zitternden Händen. Und ſah mich in der Stube um. Das war ein kalter, unbehaglicher Raum, mit jenen billigen, braunlakierten Möbeln, wie man ſie manchmal in den Vorſtädten vor einem Trödlerladen auf der Straße ſtehen

ſieht. In der kurzen Bettſtelle blähten ſich die Kiſſen und das rotgeblumte Federbett wie ein Berg in die Höhe. Und obwohl man die Stube erſt vor kurzem friſch geweißt hatte, war die Decke mit jenen großen braunen Flecken marmoriert, die das eindringende Regenwaſſer zu verurſachen pflegt.

An der Mauer hingen grelle Farbendrucke: des Jägers Leichenzug, die Schlacht von Weißenburg, Napoleon als Gefangener vor Kaiſer Wilhelm, die heilige Cäcilia mit der Harfe und Jeſus der gute Hirte. Und inmitten eines Kranzes von Jägerphotographien hing eine große, fleckig gewordene Photographie des Förſters und der Förſterin als Brautpaar: er in ſeiner Forſtmannsuniform und ſie in einem weißen ſchlechtſitzenden Kleid, mit dem Myrtenkranz und dem Schleier, der ganz merkwürdig ſteife Falten machte. Unter einer papierenen Roſenguirlande, die man um das Bild geklebt hatte, war mit verzierter Rundſchrift auf den Karton geſchrieben: „Zur Erinnerung an den 12. Mai 1875.“

Sechs Jahre waren die beiden ſchon Mann

und Frau. Und auf dem Herweg hatte mir der Jäger erzählt, daß im Försterhause keine Kinder wären.

In aller Schwüle des Irrsinns, der mich befallen hatte, starrte ich immer dieses stille, süße, kindliche Gesichtchen an — und erschrak wie ein ertappter Dieb, als ich ein Pochen an der Tür und draußen die Stimme des Försters hörte: „Kommen S' abi, Herr Dokter, 's Nachtmahl steht auf'm Tisch!"

Dieser Weg über die Stiege hinunter — das war für mich wie ein Weg in die Hölle. Und doch überkam mich ein Gefühl der Ruhe, als ich die große, behagliche Stube betrat, die von einer Hänglampe beleuchtet war. Die weißen Wände waren ganz bedeckt von Hirschgeweihen und üppig wuchernden Efeuranken, deren Töpfe in den Fensternischen ihre Sonnenplätzchen hatten. Unter der Lampe, vor einem Ledersofa, war der Tisch mit blauem Linnen gedeckt.

Solange mir die junge Frau, die am Geschirrkasten beschäftigt war, den Rücken wandte, konnte ich in leidlicher Besonnenheit mit dem

Förſter plaudern. Doch als ſie zum Tiſch trat, und das Lampenlicht ihr Geſichtchen und das Blondhaar umſchimmerte, ließ mich die erzwungene Ruhe ſo bedenklich im Stich, daß der Förſter fragte: „Was haben S' denn, Herr Dokter? Taat's Eahna ebba net guat ſein?“

Ich ſchwatzte etwas von der langen Fahrt in der heißen Sonne, nahm wie betäubt den Platz ein, der mir auf dem Sofa angewieſen wurde, ſchlang die Speiſe hinunter und leerte von dem roten Tiroler ein Glas ums andere. Wortkarg hörte ich dem ruhigen Geplauder des Förſters zu und hatte nur manchmal den Mut, einen huſchenden Blick auf die junge Frau zu werfen. Sie beteiligte ſich mit keiner Silbe am Geſpräch und vermied es, mich anzuſehen. Und was ſo heiß auf ihren Wangen brannte — war das nur der Schimmer des Lampenlichtes?

Der Förſter brauchte lange, bis er ſatt wurde. Dann räumte die Frau geräuſchlos das Geſchirr vom Tiſche; und während ſich der Hausherr ſein Pfeifchen anzündete, brachte ſie ihren Nähkorb und begann eine Joppe ihres

Mannes zu flicken. Bei einem Loch am Ellenbogen ſtudierte ſie ernſt und lange, wie der Fleck am beſten einzuſetzen wäre. Und der Förſter, mitten in einer eifrigen Schilderung ſeiner Gemsſtände, ſagte plötzlich: „Gelt, daß mi ſei d'Naht net druckt!“ Die junge Frau ſchüttelte den Kopf und beugte das Geſichtchen noch tiefer über die Arbeit.

Von den Gemsſtänden drehte ſich das Geplauder des Förſters hinüber zu der rätſelhaften Gewohnheit ſeiner Hirſche: im Sommer ſpurlos aus dem Revier zu verſchwinden. Dann kamen die Rehe aufs Tapet, die während des Winters im Garten die Roſenſtauden abfraßen. Vom Garten war's nicht weit in die Küche. Und von der offenen Feuerſtatt, deren Verwandlung in einen praktiſchen Kochherd wohl noch zu erleben wäre, ſchwang ſich die Hausſorge des Förſters hinauf zu dem faulgewordenen Schindeldach, durch deſſen Löcher und Lücken bei jedem Gewitterregen eine böſe Taufe über alle Stuben niederginge. Sonſt könnte man ja mit allem noch leidlich zufrieden ſein — aber dieſes unglückſelige Schindeldach, das in

der Sonne wie Zunder auseinander dorrte, wäre die ruheloſe Sorge ſeines Lebens.

Dazu nickte die Förſterin mit einem beklommenen Seufzer: „Halt ja!“

Und der Förſter meinte: mein Herr Onkel, wenn er das Schindeldach nur ein einzigesmal geſehen hätte, würde ſicher und mit aller Beſchleunigung den Bau eines neuen Daches beantragen. Nur ſchade, daß mein Herr Onkel mit Geſchäften ſo ſehr überladen wäre, daß er für eine Reiſe in dieſen verlorenen Bergwinkel keine Zeit hätte. Aber mein Herr Onkel wäre doch als ein wohlwollender und gerechter Herr bekannt, bei dem ein gutes Wort gewiß einen freundlichen Ort fände — —

Das alles hörte ich nur mit halbem Ohr. In die Ecke des Sofas zurückgelehnt, qualmte ich den Rauch meiner Zigarette vor mich hin und hielt die Hand über die Augen gedeckt, als hätt ich eine Blende gegen die Lampenhelle nötig. Aber ich wollte nur den Blick verſtecken, den ich von dieſem ſüßen, ſchimmernden Köpfchen nicht mehr loszureißen vermochte. Ich fühlte, wie dieſer Irrſinn in mir von Mi-

nute zu Minute wuchs. Aus dieſem verzehrenden Durſt, aus dieſer quälenden Schwüle meines Blutes kam mir der tolle Gedanke: „Bis du auf Hundert zählen kannſt, ſo lange hältſt du das noch aus! Dann wirſt du aufſpringen und den Kopf dieſes jungen Weibes packen, und ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund mit deinen Küſſen verbrennen! Das wirſt du tun müſſen! Soll dann kommen, was mag!“ Und da begann ich die Hammerſchläge zu zählen, die ich unter meinen Rippen ſpürte eins, zwei, drei, vier — —

Es muß etwas Wahres an der Sage ſein, daß man Blicke und Gedanken, die uns mit Glut umſchlingen, körperlich empfinden kann. Denn plötzlich hob die junge Frau das heiße Geſichtchen, als hätt ich ihren Namen geſchrien, und ſah mich erſchrocken an. Dann griff ſie mit zitternder Hand nach dem vollen Weinglas ihres Mannes und trank es haſtig aus, bis auf den letzten Tropfen.

Der Förſter lachte: „Was haſt denn, Alte? Warum tuat's di denn gar ſo dürſten heut?“

Ich wollte etwas ſagen. Aber was mir aus

der Kehle kam, das war nur ein erwürgter, heiſerer Laut. Und wie ein Verrückter ſprang ich auf.

Die junge Frau wurde bleich. Und der Förſter nahm die Pfeife aus den Zähnen und ſah ganz merkwürdig an mir hinauf.

Ich ſtammelte: der Tag hätte mich übermüdet, es wäre ſpät, und ich müßte mich ſchlafen legen.

Die beiden ſchwiegen, während ich wie ein Narr zur Türe hinausſtürmte.

Droben in der Kammer riß ich, ohne Licht zu machen, die Kleider vom Leib und warf mich ins Bett. Die feuchte Leinwand wirkte wie ein Prißnitzumſchlag. Nur nicht beruhigend! Gefoltert von allen Bildern meiner Sinne, lag ich dunſtend unter dem ſchweren Federbett. Und immer hielt ich den Atem an und lauſchte. Noch lange konnte ich drunten im Haus, wie fernes Gemurmel, die Stimmen der beiden Menſchen hören. Dann vernahm ich Schritte im Flur. Türen wurden auf- und zugemacht, und ein Plumps war zu hören, als hätte man ſchwergenagelte Schuhe auf die Dielen ge-

worfen. Jetzt war es ſtille im Haus. Und drunten in der Stube rief der Kuckuck an der Schwarzwälderuhr die elfte Stunde.

In Schweiß gebadet, ohne mich zu regen, erduldete ich die Qual dieſes gräßlichen Bettes und alle Marter meiner Gedanken. Wie eine Ewigkeit erſchien es mir, bis der Kuckuck wieder ſchrie. Und plötzlich war es mir, als hätte ich vor der Tür ein Geräuſch gehört. Ich ſetzte mich auf und machte Licht. Und da wurde ohne Vorſicht die Tür geöffnet und die Förſterin trat in die Kammer, mit hängenden Zöpfen, die Füße nackt, einen roten Wollrock um das Hemd gebunden. Als ſie die Kammer hell fand, zuckte ſie zuſammen und blieb bei der Türe ſtehen — und lächelte ſo ſeltſam hilflos.

Erſt wußte ich nicht: war das eine geſpenſtige Ausgeburt meiner Wünſche? Oder war es Wirklichkeit?

Hatte ſie meine tolle Qual erkannt? Und wollte ſie die Barmherzige ſpielen? Oder war ſie an dieſen flinken Weg gewöhnt? War ſie immer ſo freundlich, wenn Gäſte unter dieſem faul gewordenen Schindeldach übernachteten?

Etwas Widerliches griff mir an die Kehle — ein Gedanke, der mich abkühlte.

„Was ſoll das heißen? Sind Sie verrückt? Was wollen Sie?“

Da ſagte ſie, erſchrocken und leiſe: „Auffi ſchauen hab i müaſſen . . . ob S' net ebba ebbes brauchen taaten?“

„Nein! Danke! Ich brauche nichts!“

Sie neigte das Köpfchen. „Guat Nacht, Herr! Schlafen S' halt guat!“ Dann ging ſie zur Türe hinaus.

Ich löſchte das Licht. Und mit dem Kopf zwiſchen den Händen blieb ich im Bette ſitzen.

Von aller ſchlafloſen Folter der dunklen Stunden, die da an mir vorüberſchlichen, will ich ſchweigen.

Ich hörte den Kuckuck ein Uhr rufen, zwei Uhr, drei Uhr. Dann wurde es lebendig im Haus. Schwere Schritte ſtolperten über die Stiege herauf, eine Fauſt trommelte an meine Türe, und ich hörte die Stimme des Förſters: „Auf, Herr Dokter! Auf! Drei hat's gſchlagen! Tummeln S' Eahna! Oder es kunnt ebba ſein, daß mer z'ſpat kommen.“ Die Schritte ent-

fernten ſich und kamen wieder. „Soll ebba die Meinig aufſtehn und a Fruahſtuck richten?“

„Ich danke, nein! Ich will nichts haben!“

„Meintwegen! Aber tummeln S' Eahna!“

Zerſchlagen und müde, mit Blei auf den Lidern, kleidete ich mich an, nahm den mit Proviant und Wäſche angepackten Bergſack auf den Rücken und griff nach der Büchſe. Als ich hinunterkam, ſtand der Förſter ſchon wegfertig bei der Haustür und ſagte mit lachender Gemütlichkeit: „Jetzt aber flink, Herr Dokter! A Stündl brauchen mer, guat! Und bis mer auffi kommen, weard's grad ſchußliacht.“

Das verſtand ich nicht. Zur Jagdhütte im Gemskar hatte ich doch einen Weg von vierthalb Stunden? Und wo war der Jäger? Wie kam es, daß der Förſter mich begleitete? Geſtern hieß es doch, er hätte keine Zeit, mich zu führen?

Es zuckten mir Gedanken durch den Kopf, die mich die Nähe dieſes freundlich tuenden Menſchen mit Unbehagen empfinden ließen. Und als wir hinaustraten in das kühle Grau des Morgens, deſſen Sterne ſchon erbleichten,

ſchob ich für alle Fälle die Patronen in meine Büchſe.

Da kam der Jäger mit Keuchen gelaufen und ſtotterte: „Mar und Joſef! A bißl verſchlafen hab i!“

„Macht nix!“ ſagte der Förſter. „Grad tuat's es no! Aber flinke Füaß müaſſen mer machen! Nimm dem Herrn Dokter ſein Sach, daß mer gſchwinder füranand kommen! Und tummelts enk a bißl! Tummelts enk!“

Eine halbe Stunde ging es über ebenen Steig hinaus und dann empor durch ſteilen Bergwald, mit einer Eile, daß mir der Atem ſchwand. Und immer mahnte der Förſter noch: „A bißl flinker! Flinker! Daß mer net z'ſpat kommen!“

Es wurde ſchon hell über den Wipfeln. Die Meiſen fingen zu zwitſchern an, und eine Ringdroſſel flötete ihren ſüßen Schlag.

In das graue Zwielicht, das noch zwiſchen den Bäumen träumte, dämmerte weiß die Lichtung eines Almfeldes herein.

„Richten S' Eahna!“ ziſchelte mir der Förſter zu und gab dem Jäger einen Wink, zurückzu-

bleiben. Dann pirſchte er lautlos vor mir her, dem Waldſaum entgegen. Und nickte mir kichernd zu: „Guat haben mer's troffen! Wie am Schnürl ziagt er übers Almfeld her!“ Langſam duckte er ſich und deutete auf die Lichtung hinaus. „Dös is der beſte, den i hab! Jetzt ſchießen S' 'n nobel auffi!“

Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich — in dem hirſchleeren Revier — einen kapitalen Kronenhirſch da draußen über das Almfeld trollen ſah. Doch ich machte einen flinken Strich unter all meine wunderlichen Gedanken — und hob die Büchſe an die Wange.

Mit hoher Flucht quittierte der Hirſch die Kugel, machte noch ein paar raſende Sprünge und überſchlug ſich.

„Hat'n ſcho!“ rief der Förſter und ſprang mit einem Jauchzer auf das Almfeld hinaus. Und der Jäger kam gelaufen. „Gratalier, Herr Dokter!“ Er lachte. „Is halt deacht oaner dagweſen!“

Eine nachdenkliche Stimmung befiel mich, während ich langſam über das Almfeld hinauf-

ſtieg. Als ich den verendeten Hirſch erreichte, hatte der Förſter ſchon die Joppe abgeworfen und begann die rote Arbeit. Schweigend ſtand ich dabei. Der Förſter, der zwiſchen den Hinterläufen des Hirſches kniete, lobte den ‚noblen‘ Schuß. Und während er die Arme bis zu den aufgeſtülpten Hemdärmeln in die dampfende Bauchhöhle des Wildes tauchte und den Wanſt herausriß, guckte er lachend an mir hinauf und ſagte: „Den hätten S' fei ſonſt net gſchoſſen!“

Nicht nur in jener leuchtenden Morgenſtunde, vor dem aufgebrochenen Hirſch und beim Anblick dieſes lachenden Geſichtes — auch noch in mancher Stunde all der 24 Jahre, die ſeit damals vergingen, hab ich mir über das Rätſel dieſes Wortes den Kopf zerbrochen.

Als der Förſter ſeine Arbeit getan hatte, ſäuberte er mit einem Grasbüſchel die Arme und lachte wieder. „Laſſen S' Eahna nimmer aufhalten! Schaugn S', daß S' auffi kommen zu die Gamsböck. Den Hirſch trag i hoam. Und fürs Gweih laß i a Kiſten machen und ſchick's Eahna eini in d'Stadt!“

„Danke!“ ſagte ich in einer Regung von

Zorn, die ich ſelbſt nicht recht verſtand. „Hängen Sie das Geweih nur in Ihre Stube! Und ſchreiben Sie meinen Namen drauf!“ Ich winkte dem Jäger und ging davon.

Als wir zum Waldſaum kamen, drehte der Jagdgehilf das Geſicht. „Was hat er denn, der Förſtner, daß er ſo gſpaſſig dreinſchaut?“

„Fragen Sie ihn! Dann werden Sie ja hören, was der Förſtner ſagt!“

Ein Morgen kam, voll wunderſamer Schönheit, verſchwenderiſch an Glanz und Farben.

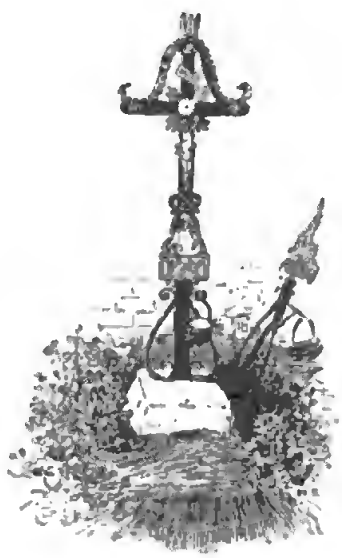
Drei Tage blieb ich droben in der Jagdhütte des Gemsreviers. Doch ich hatte auf der Jagd ein ſo niederträchtiges Pech, als wäre mir ein raſendes Glück in der Liebe beſchieden geweſen.

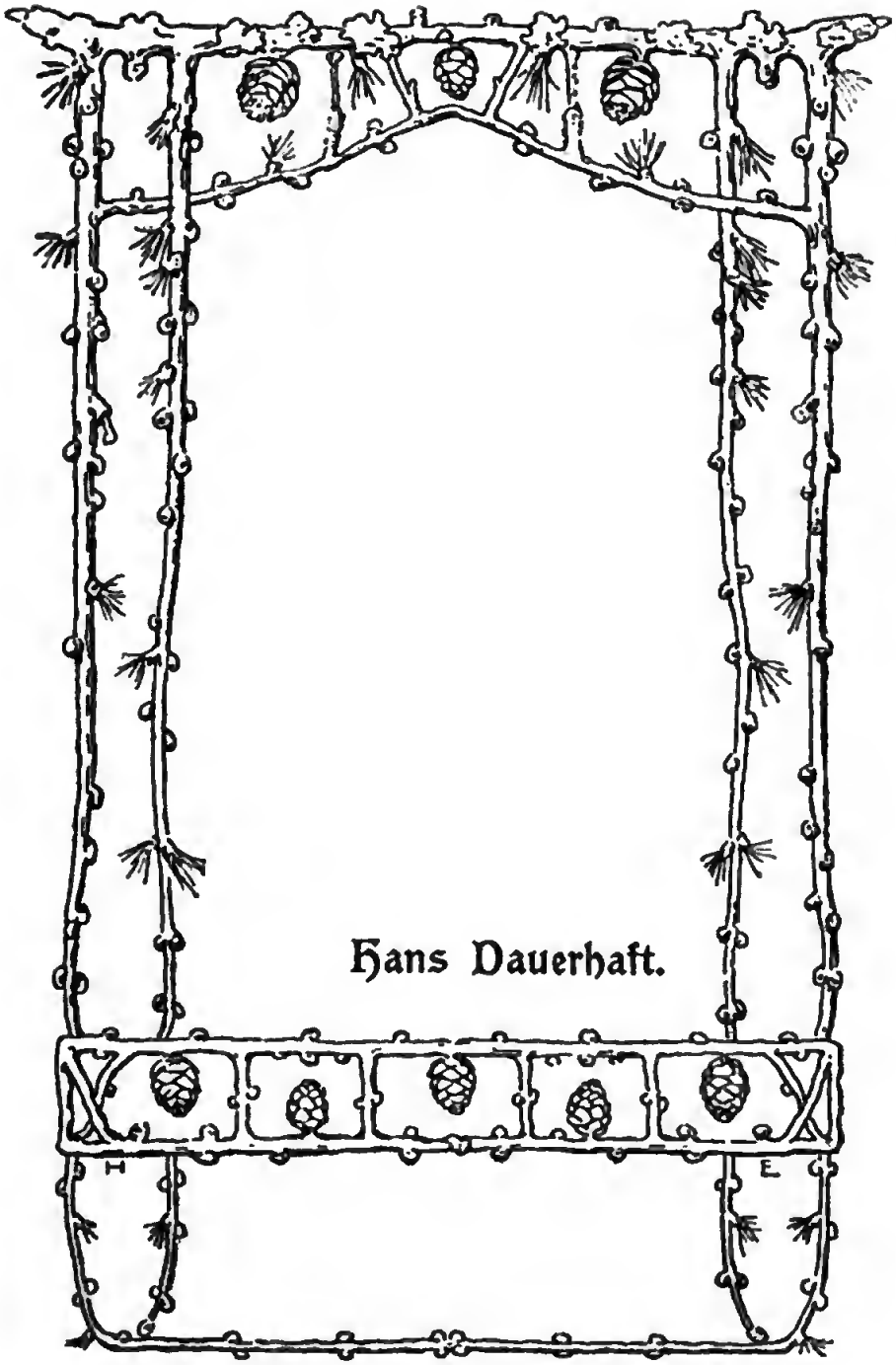
Am vierten Mittag packte ich verdroſſen mein Zeug zuſammen. Doch ſtatt den bequemen Heimmarſch zu dem einſamen Haus mit dem faulen Schindeldach zu nehmen, ſtieg ich auf beſchwerlichen Wegen über die Berge.

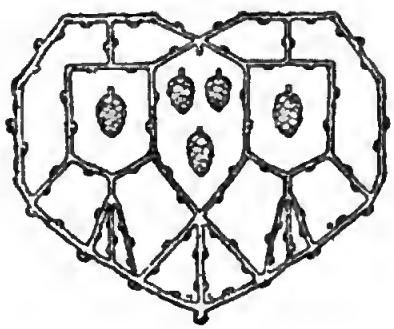
Den Förſter und die ‚Seinige‘ hab ich im Leben nicht mehr geſehen. Erſt 14 Jahre ſpäter kam ich wieder in die Gegend. Aber da ſaß

ein neuer Förſter in dem alten Haus, das ein rotes Ziegeldach bekommen hatte. Ich mußte fragen, was aus den beiden Leuten von damals geworden — und bekam eine ſchwarze Antwort: die Förſterin wäre in ihrem erſten Wochenbett geſtorben; und der Förſter hätte ein Rückenmarksleiden bekommen — vom Hirſchtragen — und wäre in Penſion gegangen.

Ob er noch lebt? Ich weiß nicht — bin auch ganz ohne Neugier. Aber manchmal denk ich an ein grünes Grab, das da draußen in einem verlorenen Winkel der Berge liegt. Und dieſer Gedanke peinigt mich.




Hans Dauerhaft.
H
E



Ich wollte die Pirſche ins Blaueis machen. „Da kann ich Ihnen gute Jagd verſprechen,“ ſagte der Forſtmeiſter, „und zur Führung geb' ich Ihnen den beſten unter all meinen Jägern mit.“ Dann rief er zur Türe hinaus: „Franzi, ſpring hinauf zum Dauerhaft, er ſoll gleich kommen, einen Jagdgaſt führen.“

„Dauerhaft?“ In meiner Schwäche für ab-

ſonderliche Namen ſpitzte ich die Ohren. Aber als der Jäger in die Stube trat, meinte ich, daß ſein Ausſehen nicht ganz ſeinem Namen entſpräche. Obwohl er kaum ein paar Jährchen über die Vierzig hatte, war er doch vom Leben ſchon übel mitgenommen. Ein magerer Kerl mit wildverwittertem Geſicht. Die linke Schläfe war von einer großen, ausgefranſten Narbe bedeckt, und über dem linken Auge, deſſen Lid gelähmt ſchien, lag's wie ein feiner, milchiger Flor, aber das rechte Auge hatte blitzenden Glanz. Über der hohen, runzligen Stirne ſtarrten dünne Haare von verwaſchenem Braun durcheinander, ein fadenſcheiniger Backenbart, der ſchon ergrauen wollte, hing ihm langſträhnig auf die Bruſt herunter, das Kinn und die ſchmalen, ſtrengen Lippen waren raſiert, aber aus den Ohren ſtanden ihm zwei kleine, ſchwarze Schnauzbärte heraus. Und Hut, Joppe, Lederhoſe und Strümpfe — das alles war ſo verbraucht und gleichmäßig grau, daß er ausſah wie eine Steinſäule.

Er muſterte mit forſchendem Blick meine Ausrüſtung und mein Geſtell. Dabei riß er

das rechte Auge rund auf, während ſich das weiße Lid des linken ſtraff über den verſchleierten Augapfel ſpannte. Zufrieden nickte er und ſagte mit einer harten, langſamen Stimme: „Mit Eahna laßt ſi ſcho ebbes riskieren.“ Er meinte eine Pirſche, auf deren beſchwerliche Wege man ſchließlich nicht jeden Jagdgaſt führen durfte.

Als wir aus dem Garten des Forſthauſes hinaustraten auf die ſonnige Straße, fragte ich: „Was glauben Sie, Dauerhaft, werden wir einen guten Gamsbock heimbringen?“

„Wann S' net patzen! Aber gelt, Sie, i hoaß fei Feſt! Johann Feſt! Meintwegen können S' mi Hans hoaßen. Dös ſagt ſi gſchwinder.“

Ich lachte. „Vom Forſtmeiſter hab ich nur den anderen Namen gehört. Wie iſt denn das gekommen, daß Sie den bekamen?“

„A bißl viel übertaucht hab i halt!“ Er ſchmunzelte. „Allweil is mer's graten.“ Mit dem Rücken der braunen Hand, die ſich in ihrer Magerkeit anſah wie eine Adlerklaue, ſtrich er über das umflorte Auge. „'s letztmal halt, da

is mer a bißl ebbes blieben.“ Dann begann er von den Ausſichten zu ſchwatzen, die uns der Pirſchgang ins Blaueis verſprach. Dabei nahm er den Mund nicht voll. Doch am Abend brachte er mich auf einen alten Schlaumeier von Gemsbock mit einer ausgetüftelten Raffiniertheit zu Schuß, die dem Spürſinn eines Indianerhäuptlings alle Ehre gemacht hätte. Es war etwas Raubtierähnliches, etwas urſprünglich Wildes in der Art, wie er lauſchend den mageren Hals reckte, lautlos ſchleichend einen Schritt vor den anderen ſetzte, beim Anblick des Wildes zu zittern begann und nach meinem Schuß einen Sprung machte, als müßte er dem ſtürzenden Wild noch eine Kralle in den Nacken hauen.

Ich habe nur ſelten mit einem Jäger ſo reiche Jagderfolge erzielt, wie mit dem Dauerhaft. Und dennoch hab ich nicht gerne mit ihm gejagt. Stille Beſchaulichkeit, Freude an einem leuchtenden Morgen, am Glanz eines reinen Abends — dieſes ruhige Trinken aus dem Schönheitsbrunnen der Natur, das mir der liebſte Reiz an allem Weidwerk iſt — für ſo was hatte der Dauerhaft keinen Sinn. Bei ihm

hatte man immer den brennenden Schweiß auf der Stirne und das hämmernde Herz bis heroben im Hals. Nach jeder Pirſche mußte ‚was liegen‘ — ſonſt war der Feſten-Hans in unerträglicher Laune und fluchte wie ein Berſerker. Aber wenn er am Abend bei der Heimkehr in die Jagdhütte ſagen konnte: „Heut liegt ebbes, und ebbes Guts!“ — dann konnte er kreuzfidel ſein und bis in die ſpäte Nacht hinein ſo luſtig ſchwatzen, als hätte er einen guten Schoppen über den Durſt getrunken. Bei ſolchen Plauderſtunden bekam ich nach und nach faſt alles zu hören, was der Dauerhaft ‚übertaucht‘ hatte. Und das war viel! Dreiundzwanzigmal hatte die bleierne Bohne hinter ihm hergepfiffen. Eine hatte ihm das linke Ohrläppchen weggeriſſen, bei nächſter Gelegenheit war ein fingerlanges Stück Rippe mitgegangen, dreimal hatten ſie ihn ‚woach‘ durch den Schenkel geſchoſſen — „aber“ ſagte er, „paſſiert is mer nie ebbes!“ — eine Tatſache, an die er das Urteil zu knüpfen pflegte: „Net amal ſchießen können ſ', dö Saulumpen, dö miſerabligen!“ Sein beſonderer Stolz war ſein alter Wettermantel. Den trug

er mit einer Würde, wie ein chineſiſcher Vizekönig die gelbe Jacke trägt. Denn dieſer mürbe Lodenfleck hatte vierzehn Kugellöcher — und Dauerhaft nannte dieſe Löcher ſeine ‚vierzehn Nothelfer‘. Und vom ganzen Mantel behauptete er: das wäre ‚dem Dokter Fauſt ſein Schlafröckerl‘. Allen Ernſtes verſichert er: „Da bald drunter einiſchlupfſt, da biſt ſicher, Bua!“

Daß der Dauerhaft ſo vieles ‚übertaucht‘ hatte, das war eine Folge merkwürdiger Verhältniſſe. Im Anfang ſeiner Jägerlaufbahn war er als bayeriſcher Jagdgehilf in den Salforſten angeſtellt. Die liegen auf öſterreichiſchem Boden, aber Wälder und Jagd gehören zu Bayern. Die Forſtleute und Jäger in den Salforſten ſind bayeriſche Beamte, doch ſtehen ſie unter öſterreichiſcher Gerichtsbarkeit — vorausgeſetzt, daß ſie ſich nach einem Rencontre mit öſterreichiſchen Wildſchützen da drüben auch erwiſchen laſſen. Aber das tun ſie nie! Rumpelt ein Jäger in den Salforſten mit einem Wilddieb zuſammen, und läuft die Sache für den letzteren ungemütlich ab, ſo weiß der bayeriſche Jäger, daß er vor einem öſterreichiſchen

Gerichtshof einen wenig gnädigen Spruch zu erwarten hätte. Drum macht er flink den Sprung über die nahe Grenze, meldet ſich bei dem nächſten bayeriſchen Forſtamt, wird verſetzt und, wenn es zu einer Gerichtsverhandlung kommt, nach bayeriſchem Geſetze freigeſprochen. Aber drüben iſt man mit dieſem Richterſpruch nicht einverſtanden, und es wird ein Steckbrief erlaſſen, der den ‚flüchtigen Mörder' bei einem ‚k. k. hierortsigen Gerichte einzubringen' befiehlt. Ob es heute noch ſo iſt, weiß ich nicht. Aber vor zwanzig Jahren, als der gute Dauerhaft unter dieſen merkwürdigen ‚Territorialverhältniſſen' zu leiden hatte, da war es ſo!

Alſo, der Johann Feſt war Jagdgehilfe in einer Wartei der Salforſten, nicht weit von Salfelden. Und war ſchneidig und gefürchtet im Dienſt. Dabei hatte er, um mich ſeines eigenen Wortes zu bedienen, „a jungs Madl kennen glernt", das heißt auf deutſch: ſie hatte ein Kind von ihm bekommen. Dieſes Mädel war die Tochter eines in den Salforſten angeſtellten bayeriſchen Jagdgehilfen, dem ein Salfeldener Senn die Kugel durch den Hals geſchoſſen hatte.

Die Wittib hauſte mit ihrer Tochter Monika auf einem netten Anweſen. „No alſo, haben mer halt gheiret, wie 's Kindl da war!“ Und das Glück war fertig. Aber es hatte keine lange Dauer.

Bei einer Pirſche ſtieß der Feſten-Hans mit einem Wilddieb zuſammen, der auf den Jäger Feuer machte, aber vorbeiſchoß. „Wart, Brüaderl!“ dachte ſich der Hans. „Bums! Und den andern hat's über'n Haufen griſſen! Koan Schnaufer nimmer hat er gmacht! A bißl z'tief einigfahren bin i, woaßt! I hab bloß auf d'Haxen antragen. Aber es grat't eim halt net a jedsmal, wia ma's haben möcht. Sakra, ſakra, da hab i mi nobel hinter die Ohrwaſchln kratzt! Und hoam in oam Sauſer! Jöiſes, Jöiſes ... 's Weib hat gjammert, und der Buab hat gflennt in der Wiegen, und d' Schwiegermuatter hat aufrebellt wia narriſch! Aber was hab i denn machen können?“

Der Feſten-Hans konnte nichts anderes machen, als den flinken Sprung über die nahe Grenze. Beim nächſten bayeriſchen Forſtamt meldete er den Vorfall, wurde verſetzt, und das

Gericht zu Traunſtein ſprach ihn frei, weil er in Notwehr gehandelt hatte. Drüben aber wurde der übliche Steckbrief gegen den ‚ſicheren Johann Feſt‘ erlaſſen. Freilich, ſicher war der Feſten-Hans — aber nicht ſonderlich zufrieden mit dieſer Wendung der Dinge. Seinem jungen Weib war er gut, und ſeinen ‚nudelfetten‘ Buben hatte er lieb. Die beiden hauſten da drüben in dem netten Anweſen — und der ſichere Feſtenhans ſaß einſam da herüben und mußte ſich hüten, der Grenze zu nahe zu kommen, bei der die öſterreichiſchen Poſtenführer und Grenzaufſeher lauerten. Die dachten: „Den Hans wird's gahlings amal ummireißen zur Moni. Lang halt er's in der Zölibari net aus!“

Dieſe Rechnung ſtimmte bis auf den kleinen Fehler, daß die ſchlauen Rechner den Hans nicht erwiſchten, wenn es ihn ‚ummiriß‘ zur Moni. Das bei Tag und Nacht überwachte Haus aufzuſuchen — dieſe Dummheit machte der Hans nicht. Immer fand er einen verläßlichen Liebesboten, der die Moni irgendwohin in den Wald oder in eine nicht weit von der Grenze gelegene Sennhütte beſtellte. Manchmal

brachte ſie dabei auch das ‚nudelfette‘ Büchſchen mit. Aber nicht immer. Das hatte ſeine Gründe.

Der ungeſtörte Erfolg dieſer Zuſammenkünfte machte den Hans übermütig. Er bildete das zu einem Sport aus: bei hellem Tag die Landesgrenze aufzuſuchen, ſich auf die bayeriſche Hälfte des Grenzſteines zu ſetzen und die patrouillierenden Poſtenführer zu hänſeln: „Wia, probierts es und ſchießts ummi! Da kunnt's wegen meiner zwiſchen Deutſchland und Öſtreich an Krieg geben!“ Denn der Feſten-Hans hatte ſich über alle Paragraphen des Völkerrechtes genau informiert.

Aber die Strafe für ſeinen Übermut blieb nicht aus. Drüben begann man die Spaziergänge der Moni ſchärfer zu überwachen — und eines Abends, bei ſchönem Vollmondſchein, erwiſchten ſie das zärtliche Pärchen in einer Sennhütte. Aber während die Poſtenführer die verriegelte Hüttentür aufzubrechen verſuchten, ſauſte der Feſten-Hans durch das Schindeldach hinaus und jagte der nahen Grenze entgegen. Vier Kugeln pfiffen hinter ihm her. Dabei ging dem Feſten-Hans das linke Ohrläppchen flöten,

und ſein Wettermantel bekam die erſten ſechs Löcher. Drüben über der Grenze tat der Hans einen Juhſchrei. Und die Moni, nach überſtandenem Schreck, ſagte zu den Poſtenführern: „Ös müaßts mit die Miſtgabeln ſchießen! Da kunnts 'n ebba treffen, mein Hans! Aber mit enkere äräriſchen Schießprügeln derglangts 'n net!“ Dann ſchüttelte ſie lachend die Röcke und ſtrich die Schürze glatt.

Vier Wochen ſpäter bekam der Wettermantel wieder zwei Löcher. Aber als der Hans ſeinen Juhſchrei getan hatte, ſpürte er ‚ebbes Warms hinterm Haxen‘. Und als er hingriff, hatte er die Hand voll Blut. Doch die Sache war nicht gefährlich. „Bloß a bißl woach haben ſ' mi derwuſchen!“ Während mir der Hans das erzählte, fuhr er mit der Hand nach rückwärts. „Da, greifen S' her! A kloans Grüaberl is mer blieben vom Einſchuß.“ Aber ich bin kein Mediziner und war nicht neugierig auf dieſes Dokument einer Geſchoßwirkung.

Damals fingen die bayeriſchen Jäger mit Lachen an, dem Johann Feſt den Namen Hans Dauerhaft zu geben.

Aber als der Hans im Herbſte wieder vierzehn Tage liegen mußte, um den abermals ‚woach‘ durchſchoſſenen Schenkel auszuheilen, entſchloß ſich die Moni doch, das nette Anweſen unter dem Werte herzugeben. Verkaufen wollte ſie ſchon längſt — aber man hatte ihr nie geboten, was ſie haben wollte. Jetzt gab ſie es billig. Denn ſie hatte Angſt vor dem langen Winter, der mit metertiefem Schnee den Weg über die Grenze ſperren würde — und das Kind, das ſie unter dem Herzen trug, ſollte ‚boariſch‘ werden. Der Hausrat wurde auf einem Leiterwagen über die Grenze ſpediert, und die Moni überſiedelte mit der Mutter und den ‚anderthalb‘ Kindern zu ihrem Hans ins ſichere Bayerland. Ein freundliches Häuschen wurde bezogen — und da kam nun für den Dauerhaft ein gemütlicher Winter, in dem das ‚Schlafröckerl des Dokter Fauſt‘ keine Zauberei zu leiſten hatte.

Aber im Frühjahr, drei Tage nach der Taufe eines ‚mudelſauberen‘ Dirnleins, bekam der Wettermantel wieder zwei Löcher. Die Salfeldener Wilddiebe hatten dem Hans ein ‚Kü-

gerl' zugeſchworen, und weil er nicht mehr hinüberkam über die Grenze, drum kamen ſie jetzt zu ihm herüber.

So wurden im Laufe des Sommers die ‚vierzehn Nothelfer' vollzählig. Und das wäre vielleicht zum Schaden des Wettermantels ſo weitergegangen, wenn ſich der Hans nicht ‚Ruah verſchafft' hätte.

Da ſaß er eines Morgens in einem weiten, öden Felskar und beobachtete die Gemſen. Und hört einen Schuß. Und fährt natürlich auf wie der Teufel, für den es eine arme Seele zu holen gibt! Doch bei der nötigen Vorſicht kommt er in dem ungedeckten Felskar nur langſam vorwärts. Und plötzlich ſieht er auf 600 Schritte drei Kerle mit Büchſen gegen die Grenze ſteigen. Die Wilddiebe einholen? Das iſt unmöglich. Die Gauner ohne Denkzettel entlaſſen? Das iſt für den Hans noch unmöglicher! Sieben Patronen hat er bei ſich. Der Wettermantel mit den ‚vierzehn Nothelfern' wird als lindes Polſterl auf einen Stein gelegt, die Büchſe drüber, und dann geht's los: bumm, bumm! „Herrgott! Dö haben Sprüng gmacht!" Und

wieder: bum, bum! „Z' erſt hab i allweil z' kurz gſchoſſen um an Bauernſchuah. Aber beim vierten Schuß is mer's gweſen, als hätt oaner a Zoachen gmacht . . . mit'm Haxen hat er ſo gſpaſſig gſchlenkert.“ Dann drücken ſich die Wilddiebe hinter einen Felsblock und beginnen ein Schnellfeuer nach der Stelle, wo ſie die Pulverwölklein des Feſten-Hans aufrauchen ſahen. Und da ſpürt der Hans wieder ‚ebbes Warms‘ — ein Streifſchuß, der unter dem Arm durchgegangen, hat ihm die Haut zerriſſen und eine Rippe zerſchlagen — das loſe Stück der Rippe klunkert ihm unter der blutenden Wunde. Aber der Dauerhaft läßt ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht ſtören. „Bumm, bumm!“ Als ſechs Patronen verſchoſſen ſind — die letzte muß für alle Fälle geſpart werden — duckt er ſich hinter den Stein, reckt am Bergſtock den Wettermantel in die Höhe und pfeift durch die Finger, ſo oft er eine Kugel pfeifen hört. Der Mantel bekam kein Loch mehr. Aber nach einer Weile ſieht der Hans die Wilddiebe Reißaus nehmen und in wirrem Felsgeklüft verſchwinden. Mit dem Fernrohr beobachtet er die Steige, die zum

Grat hinaufführen, der die Grenze bildet. Doch niemand erscheint da droben. Die Wilddiebe müssen sich irgendwo „niedertan" haben — und da geht's nicht anders: der Hans muß nachschauen!

Zuerst untersucht er seine Wunde. „So a Bröserl tuat mer nix." Er läßt die zerschlagene Rippe klunkern — denkt sich: „Der Adam hat aa um oane z'weni ghabt!" — und klebt ein Stück von dem Heftpflaster, das er immer bei sich im Rucksack führt, auf die Wunde — „weil i gschwoaßt hab wie a Sau!" Dann los! Mit nackten Füßen natürlich. Bei dem Felsblock, hinter dem die Wilddiebe herauspulverten, findet er ‚a paar liachte Spritzer' — und jetzt weiß er wohin. Diese roten Tropfen führen den Dauerhaft. Schon will er in die Schrofen einsteigen — da hört er leise Stimmen. Lautlos steigt er über den Platz hinaus, mit gespannter Büchse, und guckt über eine Felskante hinunter. In einem dusteren Steinloch sieht er die drei ‚Brüaderln' einträchtig beisammen. Der eine sitzt links auf einem Stein und verbindet sich den Schenkel — der andere sitzt rechts

auf einem Stein und zieht gerade mit den Zähnen über dem Handgelenk einen Knopf an das blutige Taſchentuch — und der dritte, ſchön geſund und ahnungslos, ſteht zwiſchen den beiden, gibt den Bleſſierten gute Ratſchläge und empfiehlt ihnen — um mich diplomatiſch auszudrücken — die Anwendung eines von der Natur diſtillierten Antiſeptikums. „Dös is fei ebbes Hoalſams!“ behauptet er.

Und da legt der Dauerhaft die Büchſe fort und zerſchneidet die Hundsleine, die an ſeinem Ruckſack hängt, in drei Stücke. Die nimmt er zwiſchen die Zähne. Dann ſpringt er in das Steinloch hinunter, mit den genagelten Schuhen dem geſunden Heilkünſtler mitten auf den Kopf — und die beiden ‚Marodibrüaderln‘ packt er an den Hälſen, ſo kräftig, daß ſie blaue Geſichter bekommen. Und ehe die Drei ſich von ihrem taumelnden Schreck erholen, ſind ihnen die Hände gebunden. Dann geht's hinunter zum Forſthaus, in behaglichem Tempo, denn auf die beiden ‚Spitaler‘ muß der Feſten-Hans Rückſicht nehmen. Mit den gebundenen Händen müſſen die Wilddiebe bei dieſer ſchönen Berg-

partie noch die Hosen festhalten, weil ihnen der Dauerhaft, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, die Hosenträger abgeschnitten hat. Und hinter den Dreien marschiert, sein Pfeiflein schmauchend, der Hans mit den vier Büchsen — und manchmal greift er an die zerschlagene Rippe, um zu fühlen, ob sie noch klunkert.

Zwei Jahre später kommen die drei ‚Brüaderln' gebessert, doch etwas abgemagert, aus der ‚blauweißen Stub' in ihre schwarzgelbe Heimat zurück. Und der Dauerhaft hatte vor denen da drüben endgültig Ruhe.

Bei der letzten Geschichte, von der ihm ‚a bisserl ebbes blieben' war, hatte er's mit einem bayrischen Wilddieb zu tun.

Da war ein Jagdgast im Revier — ‚die alt Exlenz'. Für den Dauerhaft eine harte Zeit! Denn da mußte er kurze Schrittlein machen und schön auf dem Steig bleiben. Und jeden Abend war der Festen-Hans in schlechter Laune — weil nie was ‚liegen' wollte.

Bei solch einer Steigpirsche hörten die beiden ganz in der Nähe einen Schuß. Und der Hans

— mit der feinen, engliſchen Büchſe, die er dem bequemen Jagdgaſte vorangetragen — rennt auf und davon, trifft bei einer Wendung des Steiges mit dem Wilddieb zuſammen — und weil die Gegner einander zu nahe waren, um noch ſchießen zu können, ſchlägt Hans Dauerhaft mit dem Kolben zu. Ein Knax — und die feine, engliſche Büchſe der alten Exlenz iſt mitten entzwei. Im gleichen Augenblick hängen ſich Jäger und Wilddieb ſchon an den Hälſen — der Steig iſt ſchmal — und holterdiwolter fährt der raufende Knäuel über das ſteile Gehäng hinunter, an die zwanzig Meter.

Als die alte Exlenz ſich endlich mit Mühe hinunterkrabbelt zu der Stelle, von der das Keuchen und Stöhnen zu hören iſt, liegt der Wildſchütz mit dem Rücken auf der Erde, und Hans Dauerhaft hockt ihm auf der Bruſt und drückt ihm mit den Knieen den Hals zuſammen. Recht übel ſieht der Feſten-Hans aus! Sein Geſicht iſt von Blut überſtrömt, und der linke Arm hängt regungslos von der Schulter herab. Doch mit der rechten Fauſt hält er einen Stein umklammert und ſchlägt auf das

Schädeldach des Wildschützen los, der noch um seine Freiheit ringt — und bei jedem Schlag erkundigt sich der Dauerhaft: „Gibst bald a Ruah oder net? ... Gibst a Ruah oder net?“

Aber der Wildschütz will keine Ruhe geben, und dem Festen-Hans schwinden die Kräfte. In halber Ohnmacht trommelt er noch immer zu und schreit: „Ja Herrgott, Exlenz, a bißl taat i mi halt aa rühren!“ Dann macht er einen Plumps und liegt dem Wilddieb auf dem Gesicht. Auch dem anderen sind die Sinne vergangen, und da liegen sie nun alle beide still und friedlich über einander.

Fünf Stunden später, als die Exlenz das Forsthaus alarmiert hatte, fanden sie den Dauerhaft noch bewußtlos. Der linke Arm war nicht gebrochen, nur aus dem Schultergelenk herausgefallen. Aber vom Ohr lief über die Schläfe eine klaffende Wunde gegen die Stirne hinauf.

Der Wilddieb war verschwunden. Doch es half ihm nicht viel, daß er dauerhafter gewesen als der Dauerhaft! Weil er den Bader brauchte, spürte die Schandarmerie ihn aus.

Eine Woche lag der Festen-Hans zwischen

Leben und Tod. Dann hatte er noch zwei Monate ‚Lazaari und Krankenkoſt' zu übertauchen. Die Wunde heilte; aber die Sehkraft des linken Auges blieb geſchwächt, das Lid gelähmt. „Ah, 's linke, dös macht mer nix," meinte der Dauerhaft, „zielen tuaſt ja mit'm rechten!"

Nur Haut und Knochen war der Hans noch, als er aus dem Spital nach Hauſe kam — doch er wäre mit allem zufrieden geweſen. „Bal koan Speck haſt, woaßt, da ſteigſt di leichter!" Wenn er nur nicht die böſe Entdeckung hätte machen müſſen, daß der unrichtig eingeſetzte Arm nur halb zu gebrauchen war! „Teifi, ſakra, was mach i denn da?"

Zum Bezirksarzt und zur Krankenkoſt hatte er kein Vertrauen mehr. Und ich will ihn mit ſeinen eigenen Worten erzählen laſſen, wie er von einer Wunderdoktorin kuriert wurde.

„Weil i halt allweil umanderghockt bin und gfluacht hab über mein Arm, da haben mer d' Nachbersleut verraten, daß in Salzburg a Schuaſterin waar, dö ſi auf ſöllene Sachen verſtund. Dö taat an jeden kurieren, den der Dok-

ter ſcho aufgeben hat ... und dö hätt ſcho amal an Oxen wieder auf gleich bracht, der ſi an Haxen derfallen hat. Zu der gehſt eini, hab i mer denkt! Probierſt es amal! Schlechter kann 's net werden! ... Guat! Bin i halt eini auf Salzburg. Himi ſakra ... dö Schuaſterin hätten S' ſehgn ſollen! Dö muaß ihre vier Zentner gwogen haben! So an Endstrumm Weibets hab i meiner Lebtag net gſehgn! Dö hat a Fetten ghabt wie d' Sau auf Weihnächten! Um d' Mitten ummi hat ſ' ihre drei Meter gmeſſen ... da hat koa Zoll net gfehlt! Und zwoa Schunken wia Krautfäſſer! Aber a verſtandſams Weibsbild! Dö hat ſie fei gſchwind auskennt, wo 's mer fehlt! Und hat gſagt: Dös haben mer glei! Und fünf Lehrbuaben hat ſ' ghabt. Dö haben her müaſſen! Und z' erſt hat mer d' Schuaſterin an Schoppen Schnaps geben, recht an ſcharfen, woaßt, daß mer der Widerſtandskraft net auslaßt! Und nacher hat ſ' mi mit feſte Ream an' Ofen angſchnallt. No, denk i mer, dös is ja grad als ſollt i köpft werden! Und derweil i no allweil ſo ſchau, haben die fünf Lehrbuaben in d' Händ gſpieben

und haben mi packt beim ſteifen Arm. Und d' Schuaſterin fangt zum zählen an: Oans, zwoa . . . und derweil i d' Schuaſterin allweil anſchau, hab i mer ſo denkt: Kreiz Teifi, müaßt dös a Loch geben, bal ma der an Haxen ausreiſſet! Und da hab i lachen müaſſen, grad allweil lachen! Und d' Schuaſterin zählt: Obacht, drei! . . . Und da haben d' Lehrbuaben anzogen, und d' Schuaſterin druckt am Arm, und an Schnackler hat 's gmacht, und d' Armkugel is einigrutſcht ins Glenk! Ja, is ſcho wahr! Dö hat ſi verſtanden aufs Leutkurieren! Da ſchauen S' her!"

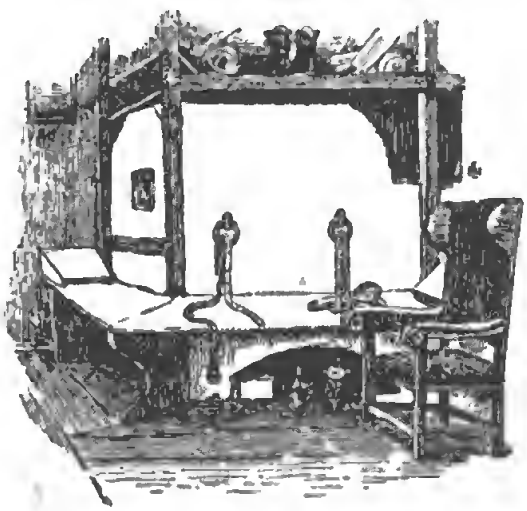
Und der Dauerhaft ließ den geheilten Arm kreiſen und Räder ſchlagen, wie bei Sturm der Flügel einer Windmühle herumſauſt.

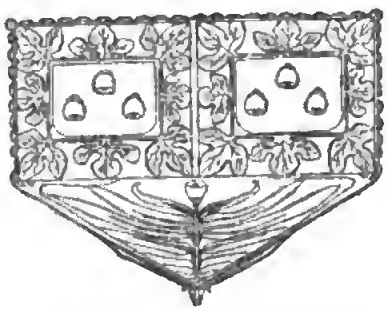
„Ja, und heut no, bal mi die ärgſte Sorg ankommt, da brauch i bloß an d' Schuaſterin denken und an dös Loch, dös i mer fürgſtellt hab . . . und da kann i lachen wie a Narr! Und alle Sorgen laſſen mi in Ruah!"

Dabei lachte der Feſten-Hans, daß er ſich aus dem rechten Aug die Tränen ſeines Vergnügens fortwiſchen mußte. Das linke blieb

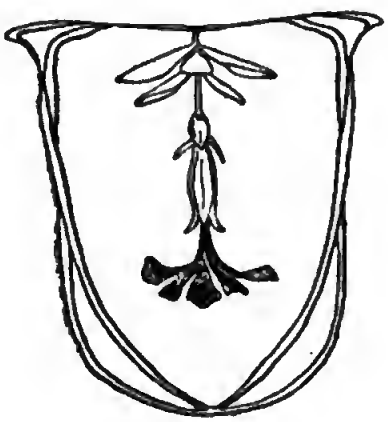
ihm trocken. Und die große Narbe an der Schläfe wurde, während er lachte, ſo rot wie Scharlach.

Nachträglich erfuhr ich aber, daß der Dauerhaft die Salzburger Kurgeſchichte — vermutlich aus Dankbarkeit — zu idealiſieren pflegte. Denn auch die Wunderdoktorin hatte dem Feſten-Hans den ausgekegelten Arm fürs erſtemal nicht richtig eingeſetzt. Vierzehn Tage ſpäter hatte er die Kur bei der dicken Schuſterin und ihren fünf Lehrbuben ein zweitesmal durchmachen müſſen. Dann war ihm aber geholfen! Gründlich!





Der Josef und
sein Hindernis.



Den Namen Josef pflegt man in den Bergen nur zu gebrauchen, wenn man den Heiligen meint. Zu den gewöhnlichen Menschenkindern, die auf den Namen des biblischen Nährvaters getauft sind, sagt man Seppl, wenn sie groß geworden, und Pepperl, so lange sie noch klein sind. Der Josef Westler aber war schon als Kind und Bub ein solches ‚Endstrumm Mannsbild', daß es keinem einfiel, diesen Knochenberg

mit dem Diminutiv seines Namens zu rufen. Als er noch in der Wiege zappelte, sagten seine Mutter und sein Vater schon immer: „Der Josef!“ Und so blieb es.

Als ich ihn, vor zwei Jahrzehnten etwa, kennen lernte, war der k. b. Jagdgehilfe Josef Westler 32 Jahre alt und wog ein paar Pfunde weniger als drei Zentner. Aber nichts Unförmliches und Schwammiges war an ihm — ein Hüne, fest gebaut aus Knochen und Muskeln. Eine Brust wie ein Haus! Wenn ich in der Gemsbrunft mit ihm jagte, und wenn es manchmal auf einem kahlen Grat so recht verteufelt stöberte und windete, dann stellte sich der Josef hinter meinen Rücken — und da hatte ich den schönsten Windschutz, den man sich wünschen kann.

Die Büchse sah auf seinem Riesenbuckel immer komisch winzig aus. Und einen Bergstock führte er, der für jeden anderen eine schweißtreibende Last gewesen wäre. Aus dem breiten Gesicht hob sich eine knollige Nase heraus, und wie ein Urwald von Haaren sträubte sich der schwarzbraune Vollbart um

ſeinen Hals. Auch der Haarboden über ſeinem Hirndach war nicht minder fruchtbar — ein Wuſt von braunem Gekräuſel ſteifte ſich buſchig über die Ohren her, ähnlich der Friſur eines Abeſſyniers. Dazu liebte es der Joſef, ganz kleine Hütchen zu tragen, die er mit einem Gummiband am Nacken verankerte. Das ſah unglaublich drollig aus: wenn er ſo daherkam, mit dieſem Pinſcherdeckelchen auf dem Metzenſchädel! Aber ſobald man ihm in die Augen guckte, wurde man ernſt und nachdenklich. Dieſe Augen waren ſein Beſtes und Schönſtes — graublaue, ruhige Lichter von jenem gläubigen und klaren Glanz, wie er ſonſt nur in den Augen zufriedener Kinder leuchtet, die das Leben noch nie gezwungen hat, in Qualen über ein Unverſtändliches nachzudenken. Ein einziger Blick in dieſe Augen — und man kannte den Joſef Weſtler bis auf den Grund ſeiner Seele.

Durch 16 Jahre hab ich alljährlich zwei, drei Wochen mit ihm gejagt. Und immer hab ich ihn als den Gleichen gefunden, ruhig, verläßlich, ehrenhaft, zufrieden und heiter — bis ihm ſein ‚Hindernis‘ den Kopf und das Herz

verſtörte. Zufriedenheit und Frohſinn gingen ihm dabei in die Brüche — aber nicht ſeine Ruhe, nicht ſeine Ehrenhaftigkeit und ſeine verläßliche Treue. Dann zwang ihn ein ſonderbares Leiden, ſich penſionieren zu laſſen — und ſeit der Joſef nimmer im Dienſt iſt, hab ich auch in jenem Revier nicht mehr gejagt. Aber ſo oft ich durch ſein Dorf komme, ſteig ich vor ſeinem Häuschen aus dem Wagen, kehre für ein Stündchen bei dem grauverwitterten Alten ein, laſſe mir von ſeinem ‚Wehdam‘ erzählen und ſchwatze mit ihm von vergangenen Zeiten. Und da nimmt er mich manchmal bei der Hand, und während er ſtumm an meiner Seite ſitzt, gucken ſeine graublauen, ruhigen Lichter zum Fenſter hinaus und über die Straße hinüber zu dem ſchmucken Anweſen, unter deſſen Dach der Joſef ſein ‚Hindernis‘ gefunden hatte.

Damals in jenem Auguſt, als ich mit ihm den erſten Gemsbock erlegte, ſtand der Joſef gerade in den Flitterwochen. Die mochten aber nicht beſonders reich an Honig ſein. Denn die ‚junge‘ Frau des Joſef war zehn Jahre älter als er, ſchon 43, eine Wittib mit einem

Kind aus erſter Ehe. Wie es gekommen war, daß er die genommen hatte — das erzählte er mir ohne viel Umſchweife. In ſeinen grünen Burſchenjahren hatte er wohl ſo etwas wie Glück gefunden. Und ſein Mädel bekam von ihm einen Buben, den es dann einem anderen mit in die Ehe brachte. Der Joſef hatte nicht heiraten können, weil ſein Anweſen auf dem ‚Wigelwagel‘ ſtand. Die Mutter hatte er ſchon früh verloren, und als der Vater ſtarb, mußte Joſef das verſchuldete Gehöft unter den Hammer ſchieben. Die Leute ſagten: der alte Weſtler wäre ſo heruntergekommen, weil ſein großer Bub einen ſo großen Hunger gehabt hätte — der Joſef hätte den Weſtlerhof ‚bei Butz und Stingel‘ aufgefreſſen. Aber das war nur ein dummer Scherz. Der Weſtlerhof war hinuntergeſchwommen, weil die Bäuerin zu früh herausgeſtorben. Von der Gantmaſſe blieben dem Joſef 187 Mark. Und da kaufte er ſich eine Büchſe und wurde Jäger.

Weil nun der Joſef, ſo oft er zum Dienſt ausrückte, und ſo oft er vom Bergwald heimkehrte, immer am Haus der Doſerin vorbei-

mußte, ſah ihn die Wittib häufig und fing zu denken an: „Das wär ſo einer für mich!“ Und ganz in der Stille begann ſie am Stricklein zu ziehen, mit Kaffee und Gugelhopf, mit Kalbsbraten und Geſelchtem. Und einen großen Hunger hat ſo ein großer Menſch doch wirklich! Ein Jahr lang bandelte die Doſerin, bis der Joſef in Gottesnamen Ja ſagte — weil er mit der Doſerin auch ein ſchönes Haus bekam, deſſen Oberſtock im Sommer gut an die Fremden zu vermieten war, und in deſſen Stall vier geſunde Kühe ſtanden, die den Joſef ausreichend mit Schmalz verſorgten, wenn er wochenlang in der Jagdhütte ſitzen mußte.

Ich war neugierig, dieſes friſch aufgewärmte Glück mit eigenen Augen zu ſehen, und ließ mich, als wir damals in jenem erſten Jahr vom Berg herunterkamen, vom Joſef zu einer Taſſe Kaffee einladen. Ich fand ein Haus, das einen netten Wohlſtand verriet und vor Sauberkeit blinkte — und fand ein vorzeitig gealtertes Weib, das dem Joſef alles an den Augen abſah — und fand ein achtjähriges Dirnlein, das Menele, ein mageres, ſcheues

Dingelchen, das eine zitternde Angſt vor dem neuen Vater hatte. Aber der Joſef ſchien dieſe Scheu des Kindes nicht merken zu wollen — und war gut und zärtlich mit ihm wie ein wirklicher Vater. Und mit der Frau ſprach er freundlich, in einer Art von wohlwollender Herablaſſung.

Der Joſef hatte es mit der Doſerin nicht ſchlecht getroffen. So oft ich im Laufe der folgenden Jahre in ſein Revier hinauskam, fand ich ihn ruhig, zufrieden und heiter. Freilich, ſeine Heiterkeit hatte etwas Stilles. Niemals hörte ich ein lautes Lachen von ihm. Er ſchmunzelte nur immer, wenn er fröhlich war.

Aber ſo reich gefüllt ſich auch ſeine Schmalzbüchſe immer zeigte — mit dem Kinderſegen hatte es einen Haken in dieſer Ehe. Dreimal gebar die Frau, jedesmal ein totes Kind. Und als ich eines Abends in der Jagdhütte mit dem Joſef über dieſe Sache ſchwatzte, zog er die Stirn in Falten und brummte: „In der Unluſcht grat't halt nix!“

Wie wenig dieſes Wort ein hartes Urteil gegen die Frau bedeuten ſollte, verſtand ich

erſt, als ich eines Sommers wieder hinauskam und hörte, daß man das Weib des Jagdgehilfen Weſtler im Frühjahr auf den Friedhof getragen hätte. Gleich ſuchte ich den Joſef auf, deſſen Haus ich ſeit acht Jahren nicht mehr betreten hatte. Hemdärmelig ſtand er im Garten und band die Triebe eines Aprikoſenbäumchens an das grüne Spalier. Dabei half ihm das Menele, jetzt ein ſechzehnjähriges Mädel, mager aufgeſchoſſen und unentwickelt, mit ſchmalem Blaßgeſicht, zwei dünne Zöpfe um die kleinen Ohren.

„Joſef! Das tut mir aber leid, was ich da hören hab müſſen . . . von deiner Frau . . .“

„Freili, ja!“ ſagte er in ſeiner ruhigen Art und drückte meine Hand, daß ich vor Schmerz hätte ſchreien mögen. „Is a richtigs Weib gweſen! Dö taat i gern wieder auſſikratzen aus'm Boden! . . . In Gottesnamen, muaß i halt ſchaugn, daß i dem Menele 's Anweſen ſchön beinander halt! . . . Und grüaß Eahna Gott, Herr Dokter! Soll i glei mit auffi am Berg?“

Das Mädel ſtand ſchweigend dabei. Aber

große Zähren kollerten über das blaſſe Geſichtl.

„Geh, muaßt net woana!“ Joſef legte dem Menele den Arm um die Schultern. „Haſt ja mi!“ Und da ſchmiegte ſich das Kind an den Vater, wie ein müdes Blümchen an den Baum.

Joſef tat's nicht anders: ich mußte mit hinein ins Haus, und das Menele mußte Kaffee kochen. Doch das war keine angenehme Jauſe. In der Stube merkte man wohl nichts mehr von dem Tod, der da mit kalten Sohlen über die Dielen gegangen war. Aber während ich mit dem Löffel in meiner Taſſe rührte, erzählte der Joſef die ganze Krankheitsgeſchichte ſeiner Frau bis ins Kleinſte, bis auf Dinge, die ich lieber nicht gehört hätte. Ich mußte den Kaffee ſtehen laſſen. Aber das Menele paßte auf, als wäre das die ſchönſte von allen Geſchichten, die man erzählen kann.

In den beiden folgenden Wochen, während wir droben auf den Bergen jagten, ſprach der Joſef immer von ſeiner Seligen, ernſt und ruhig. Und alle drei Tage ging er heim für

einen Tag. Er nannte das: „Nach dem Kindl schauen.“

Das Jahr darauf, da kam es mir vor, als wäre der Josef aufgeräumter, fröhlicher und schwatzlustiger wie sonst. Sein Schmunzeln war beinah ein Lachen. Von allen Sommerzeiten, die ich bisher mit ihm verbracht hatte, war es die gemütlichste.

So blieb es drei Jahre mit ihm. Er war schon über die Vierzig hinaus und hatte schon reichlich graue Fäden im Urwald seines Bartes und im Strupp der gekräuselten Haare. Doch mit jedem Sommer schien er jünger zu werden um einige Jährchen. Auch kleidete er sich schmucker wie sonst und steckte schöne Federn und Almrosensträußchen auf sein kleines Hütchen.

„Josef!“ sagte ich eines Tages. „So ein festes und strammes Mannsbild wie du! Ich meine, du solltest wieder heiraten!“

Er schmunzelte, und seine Kinderaugen glänzten. „Hab mer's aa scho denkt! Lang taugt's mer nimmer in der Einschicht! Muaß mi scho a bißl umschaugn!“ —

Aber als ich im folgenden Sommer wieder

kam, war all dieſe frohe, ſchmunzelnde Jugend wie weggeblaſen vom Joſef. Er hatte dicke Runzeln auf der Stirn und graue Ringe um die Augen. Und wie ein Schleier hing es über dem Glanz dieſer blauen Lichter.

„Menſch! Joſef! Was iſt denn mit dir?“

„Mit mir?“ fragte er verwundert. „Was ſoll denn ſein? Nix!“

Eine Woche brauchte ich, bis ihm die Zunge locker wurde. Es war eines Abends, in der Jagdhütte. Das kleine Lämpchen warf einen trüben Schein über die enge Stube. Wir hatten unſer Nachtmahl ſchon eingenommen. Aber das Geſchirr ſtand noch in Unordnung auf dem Herd. Die Türe war offen, um die Hitze hinauszulaſſen, die der Ofen gemacht hatte. Draußen im Dunkel ſah man ein paar ſchwarze Fichtenwipfel des niederfallenden Berggehänges und am ſtahlblauen Himmel drei unruhig flimmernde Sterne. Ein leiſes Rauſchen war um die Hütte her.

Ich ſaß am Klapptiſch, und Joſef hockte im Ofenwinkel auf dem Hackſtock, mit den Fäuſten auf den Knieen. Eine müde Schwäche ſchien den ſtarken, großen Menſchen überfallen zu haben.

„Josef? Willst du mir denn nicht sagen, was los ist mit dir?“

Er schnaufte tief, und seine Fäuste begannen zu zittern. Dann sagte er mit einer schweren, langsamen Stimme: „Meintwegen, muaß i's halt sagen! . . . Sö san mer guat, dös woaß i ja! . . . Und schaugn S' her, da wußt i mer jetzt a Madl, dös mer taugen taat wie koane! A richtigs Weibets! Bei der Arbet die best! Und so viel guat! Und mögen tuat's mi! Und mir waar koane lieber auf der ganzen Welt!“

„So nimm sie doch!“

„Freili, ja!“ Dem Josef fing der Kopf zu wackeln an, als hätte er einen Schüttelkrampf im Nacken bekommen. „Aber d'Leut, dö sagen halt: es waar a Hindernis derbei!“

„Ein Hindernis?“

„Weil 's Madel mei Stieftochter is.“

Ich sprang vom Sessel auf. „Das Menele?“

Josef nickte. Er schwieg. Und ich wollte nicht fragen. Er begann auch von selbst zu reden. „Allweil hab i scho so umanand sinniert, und den ganzen Winter hat's mer kriebelt im Bluat. Und am Johannitag, wie mer hoam-

komma ſan von der Kirch, da hab i mer denkt: jetzt redſt amal mit'm Madl! Geh, hock di her, hab i gſagt. Und 's Madl hat ſi herghockt und hat mer d'Hand geben. Und ſchau, hab i gſagt, dös wiſſ' mer lang ſcho, daß mer uns gern haben. Und ſchau, wie waar's denn nacher, bal mer uns heireten taaten? So viel guat hauſen taaten mer mitanand. Und 's Sach taat alls beinandbleiben, hab i gſagt. Und 's Madl is fuiri woarn übers ganze Gſichtl und hat mi angſchaut und hat glacht . . . und: Mögen taat i ſcho, hat's gſagt. Und da hab i glei mei Hüatl packt und bin auffigſchoben in Pfarrhof! . . . Sakra, ſakra, ſakra! . . . Wie a Narr bin i wieder hoamgrumpelt! Und 's Madl is derſchrocken, wie's mi gſehgn hat . . . und wie i gſagt hab: Schau, jetzt ſagen d'Leut, es waar a Hindernis derbei!" Mit beiden Händen fuhr ſich der Joſef in den Wuſt ſeiner gekräuſelten Haare. „Heilige Muatter! Was tua i denn da? Was tua i denn da? . . . Und der Pfarr, der will's nimmer leiden, daß mer beinand hauſen!" Er ſchwieg, und dann war ſeine Stimme ganz klein und dünn: „Freili, bal

d'Narretei grad über oan herfallen taat . . . Recht hat 'r scho, der Pfarr . . . bloß einitappen durft i ins Kamerl!"

Draußen um die Hütte fing der Nachtwind stärker zu rauschen an, und aus der Tiefe des Almentales dröhnte das langgezogene Brüllen eines Rindes herauf.

Schweigend, mit hängendem Kopf, saß der Josef auf dem Hackstock. Dann hob er das Gesicht und sah mich mit heißen Augen an. „Kunnt ma jetzt da net zum Papst auf Rom wallfahrten?"

„Nein, Josef, das würde nichts helfen."

Eine Weile blieb er stumm. Dann schlug er wütend mit der Faust auf den Kochherd los, daß alles Geschirr einen Sprung machte, und daß die eiserne Ofenplatte einen Bug bekam. Und wie ein Tobsüchtiger schrie er: „I glaub's net! Na! Und i glaub's net! Waar's der Herrgott net gwesen . . . sagen S', wer hätt mer's denn nacher einibrennt in d'Seel? Was der Herrgott net mag, dös laßt er net wachsen, sag i! So ebbes müaßten s' doch wissen im Pfarrhof!" Der Zorn funkelte in seinen Augen.

„Für was hat ma denn nacher den ganzen Plempel, bal er oam nix hilft in der Not? . Dös müaſſen S' mer ſagen, Herr Dokter! Dös müaſſen S' mer ſagen!“

Ich ſprach und ſprach. Aber ich wußte kein Wort zu finden, das den Joſef ruhig machte und die Wirrnis in ſeinem Kopf und Herzen hätte löſen können.

Stumm und unbeweglich — wie ein eingeſperrtes Tier, in deſſen Gedärmen der Hunger wühlt — ſo hockte er im Ofenwinkel, die Arme um die Knie geklammert. Von den Menſchen, die weinen können, war der Joſef keiner. Aber ich konnt' es ihm an den Augen anſehen, daß ihn dieſes Trockene heißer brannte, als Tränen zu brennen vermögen.

Da ſagte ich: „Joſef! Wenn dir das ſo nah ans Leben geht . . . und wenn es wahr iſt, daß die Mena denkt wie du . . . dann würd ich mich an deiner Stell um Welt und Teufel nicht ſcheren und würde mit dem Mädel beiſammen bleiben.“

In ſeinen Augen ging etwas Helles auf. Eine Minute beſann er ſich. Dann ſchüttelte

er den Kopf. „A Segen muaß allweil derbei ſein! Sonſt grat't oam nix!“ Schnaufend erhob er ſich und machte mit dem mächtigen Kopf einen Beutler, als wäre ein Platzregen über ihn niedergegangen. „Jetzt haben mer's ausgredt!“ ſagte er und ſtellte ſich an den Herd, um das Geſchirr zu ſpülen. Und ſo ruhig tat er alle Arbeit wie ſonſt.

Wenn ich in den nächſten Tagen von der Sache reden wollte, runzelte der Joſef immer die Stirn und ſagte: „Laſſen mer's guat ſein!“

Als wir nach der zweiten Woche hinunterſtiegen ins Tal und das Haus der ſeligen Doſerin immer näher rückte, kam dem Joſef etwas Weiches und Frohes in die Augen. Und da dutzte er mich zum erſtenmal: „Magſt net 's Menele a weng anſchaugn? . . . Geh, komm eini!“

Im Hausflur begrüßte mich die Mena — ein ſtattliches, rundes, geſundes Mädel. Doch in ihrem Blick war wieder jene ängſtliche Scheu, die ich vor zwölf Jahren an dem Kind geſehen hatte.

Ich nahm ihre Hand. „Schau nur, Menele, wie groß und hübſch du geworden biſt!“

Das Mädchen lächelte ein bißchen und ging in die Küche, um Kaffee für uns zu kochen.

„Gelt!“ ſagte der Joſef zu mir, mit leuchtendem Blick.

Wir traten in die nette, blinkende Stube, ſaßen am Tiſch und ſchwatzten von allerlei gleichgültigen Dingen. Und die Mena brachte den Kaffee und füllte die Taſſen — zuerſt für den Joſef. Das tat ſie ganz in der Art ihrer Mutter, die einſt in dieſer Stube ſo ſtill umhergegangen war und dem Joſef alles an den Augen abgeſehen hatte. Mich fragte ſie, was ich droben geſchoſſen hätte? Drei Gemsböcke. Sie nickte wie zu einer ſelbſtverſtändlichen Sache: „Mit'm Joſef ſchießt oaner allweil. Da is no nie a Jagdgaſt dervon gangen, ohne daß er ebbes kriegt hat.“

Wie Recht ſie hatte! Vom Joſef empfing man immer etwas! — —

In dem Winter, der dann folgte, hab ich oft an den Joſef und ſein Hindernis denken müſſen. Und ich konnte, als es Sommer wurde, kaum den Tag erwarten, der mich wieder mit dem Joſef zuſammenführte. Ich hatte ihm ge-

ſchrieben, wann ich käme — und der Joſef erwartete mich auf der Poſt, ſchon fertig für die Jagd. Recht grau war er geworden. Aber ſeine Augen ſahen mich ruhig an.

Während wir in der Sonne über die ſteilen Wieſen hinaufſtiegen, blieb ich einmal ſtehen und blickte hinunter ins Tal, in dem die Gehöfte wie feines Spielzeug zwiſchen den Kronen der Bäume lagen. Deutlich konnte ich das Haus der ſeligen Doſerin unterſcheiden.

„Wie geht's denn der Mena?"

„Guat! Am Johannitag hat ſ' gheiret."

„. . . Joſef?"

Er gab keine Antwort, nahm die Büchſe auf die andere Schulter und ſtieg mir voran den Berg hinauf.

Am Abend, in der Hütte, als der Joſef wieder auf dem Hackſtock im Ofenwinkel hockte, trat ich vor ihn hin und fuhr ihm mit beiden Händen durch den grauen Wuſt der gekräuſelten Haare.

„Joſef? Wie iſt denn das zugegangen?"

Ruhig ſagte er: „Nimmer traut hab i mer, woaßt! Und 's Menele waar mer z'guat gweſen für ſo ebbes!"

Ich ſchwieg eine Weile. „Und die Mena hat ſo ſchnell einen andern genommen?“

„A bißl nachhelfen hab i ſcho müaſſen.“ Er hob das Geſicht und ſah mir feſt in die Augen. „Dir kon i's ja ſagen! . . . Der jünger vom Buachmiller, woaſt, der Waſtl, der hat ſi ſcho allweil aufs Menele umgſchaut. Ghabt hat 'r freili nix, weil er der jünger war und ausheireten hat müaſſen. Aber no, 's Menele hat ja a nobels Sach beinand, und der Waſtl waar net ohne, hab i mer denkt. Is guat bei der Arbet, und aa ſonſt laßt ſi nix ſagen! No, und an der Fasnacht ſan mer auf d'Nacht ſo beinanderghockt auf der Poſt, der Waſtl und i. Was is denn, ſag i, rüahrt ſi no allweil nix? Was ſoll ſi denn rüahrn, ſagt 'r, 's Menele mag mi halt net! Freili mag ſ' di, hab i gſagt, aber die richtigen Madln, woaßt, dö verſtecken's halt allweil, bal ſ' oan mögen. Wie ſoll i's denn mirken, ſagt 'r, bal ſ' es verſteckt? . . . Z'erſt hab i no an Schnaufer machen müaſſen. Nacher hab i gſagt: Wie waar's denn, wann mit mer hoam gangſt und taatſt mit'm Menele reden? Da hat 'r mi ſo

gſpaſſi angſchaut, und a bißl ſpat taatn mer dran ſein, hat 'r gmoant, weil's ſcho auf halber Zwölfe gangen is. No, ſag i, bal koa Schneid net haſt! Schneid hatt i ſcho, ſagt 'r. Und grad hat mer d'Wirtin no a Maß eingſchänkt ghabt. Aber ſtehn hab i's laſſen . . . und da ſan mer hoam mitanand. Vor der Haustür ſag i: d'Schuach muaßt abitoan, woaßt, 's Menele kennt mein Trapper! Und da ſan mer eini ins Haus. Und da hab i 's Kamerl ſo a bißl aufgmacht und hab einigfragt in d'Nacht: Was is denn, Menele, ſchlafſt ſcho? Na, ſagt ſ', und allweil hab i mer ſcho denkt, warum denn gar ſo lang ausbleibſt? Da hab i a bißl glacht und hab den Waſtl einigſchoben ins Kamerl . . . und bin auſſi durch'n Garten und hab meim Schwoaßhund pfiffen und bin auf und dervon!"

Lange ſchwieg der Joſef und zerknickte einen Span in kleine Stücke.

„Acht Tag lang hat 's Menele allweil gwoant und hat mi nimmer angſchaut. Aber jetzt . . . is ſcho wahr, jetzt hauſen ſ' guat mit anander, dö Zwoa! Am Johannitag haben ſ' gheiret."

Er warf die Spanſtückelchen unter den

Herd, lehnte ſich an die Bretterwand zurück, ſchlang die ſchweren Hände um die aufgezogenen Kniee und blickte mit den graublauen, ruhigen Lichtern ſtill vor ſich hin.

Dann ſagte er: „Is a richtigs Weibets, die Buachmillerin! Hat ſi guat dreingfunden und ſchafft wie narret. Aber diemal . . .“ Er ſchmunzelte ein bißchen. „Diemal, bal ſ' Waſtl ſagen will, da ſagt ſ' no allweil Joſef.“

Große Schweißperlen glitzerten auf ſeiner runzligen Stirne — und obwohl der Kochherd lange ſchon kalt geworden war, ſtand der Joſef auf und öffnete die Hüttentür, um kühle Luft hereinzulaſſen.

„Und du?“ fragte ich. „Wohnſt du bei der Buchmillerin im Haus?“

„I?“ Er ſah mich an, als hätt ich etwas Überflüſſiges gefragt. „Was d'r einfallt!“ Joſef trat auf die Hüttenſchwelle und blickte ein Weilchen durch die lautloſe Nacht hinunter ins Tal. „Nach der Faſnacht hab i mi umloſchiert. Bei der Himmelſtößin hoaßt ma's . . . woaßt, dös Häusl von uns grad ummi über d'Straß. Da hab i a ganz a guats Stübl. Aber ſonſt

halt . . .“ Er schüttelte den mächtigen Körper, wandte sich in die Stube zurück und sah mich mit sorgenvollen Augen an. „I möcht bloß wissen, warum's grad d'Wittiben allweil so scharf haben auf mi? Freili, 's Anwesen waar net schlecht beinand! Und mit die drei Kinder kunnt i aa no Freind wearn. Aber d'Himmelstößin halt! D'Himmelstößin!“ Er tat einen schweren Seufzer. „Aber was will i denn machen? Aus der Gegend mag i mi net verziagn . . . und bal i net Ja sag, kündt mer d'Himmelstößin auf!“ Mit beiden Händen den ergrauenden Vollbart teilend, ging er auf den Kreister zu und begann das Heulager aufzuschütteln. „Jetzt schau, daß d' in d'Ruah kommst! Morgen muaßt zeitli wieder aussi.“ —

Im Winter mußte der Josef Ja sagen. Sonst hätte ihm die verwitwete Himmelstoß das Stübchen aufgesagt, das er um der Aussicht willen nicht verlassen wollte.

Drei Sommer hab ich noch mit dem Josef gejagt. Und immer blieb er der Gleiche, ruhig in allem was er tat und sagte, verläßlich im Dienst. Aber eisgrau war er geworden, ob-

wohl er noch zwei Jährchen bis zum Fünfziger hatte. Auch ſein breiter Rücken begann ſich zu krümmen — und einen leichteren Bergſtock trug er.

Und eines Tages merkte ich, wie ſauer dem Joſef das Gehen wurde. Immer blieb er zurück und ſchnaufte. Und als wir an einem heißen Morgen von der Gemspirſche heimkehrten, ſetzte er ſich plötzlich auf den Boden hin, mit käsweißem Geſicht, und ſagte: „Da wear i wohl bleiben müaſſen!“

„Joſef! Um Gotteswillen! Was iſt denn mit dir?“

„So an gſpaſſigen Schaden hab i am Fuaß!“

„Zieh den Schuh herunter! Laß ſehen!“

Er ſchüttelte den Kopf. „So ebbes is net guat zum anſchaugn.“

„Den Schuh herunter!“

Zögernd gehorchte er und ſchnürte den Riemen des ledernen Floßes auf. Bei allem Schreck mußte ich lachen — auf der kleinen Zehe hatte er ein Hühnerauge, ſo groß wie eine Kinderfauſt. Und blau geſchwollen, zwiſchen krämpfigen Sehnenſträngen, liefen die Adern über den ganzen Fuß.

„Dös hab i ſcho bald ins fünfte Jahr," ſagte er. „Weil i mi allweil ſcheniert hab, daß i vor'm Menele mit die nacketen Füaß im Haus umanand lauf, drum hab i halt d'Schuah allweil anlaſſen, bal i hoamkommen bin vom Berg. Und da is oaner derbei gweſen ... der muaß mi a bißl druckt haben."

Mir verging das Lachen. Am liebſten hätt ich den Joſef noch am gleichen Tag mit mir nach München genommen und in die Klinik geſchickt. Doch er wollte von dieſem Vorſchlag nichts wiſſen.

„Dö kunnten oam 's Leben auffiſchneiden!"

Ich brauchte den ganzen Tag, um den Joſef heimzubringen. Und vor ſeinem Hauſe machte er noch einen Umweg über die Wieſen. „'s Menele kunnt derſchrecken, bal ſ' mi ſo marodi hoamhatſchen ſiecht." —

In der dämmerigen Stube ſtellten ſich drei Kinder von fünf bis acht Jahren mit offenen Mäulchen um den Joſef her — und ſein gealtertes Weib, die verwitwete Himmelſtoß, ſchürte unter lautem Gejammer im Kochherd ein Feuer an, um Waſſer für die Überſchläge zu wärmen.

Aber der Umweg durch die Wieſen hatte nichts geholfen. Denn die Buchmiller-Mena, mit einem zweijährigen Kind auf den Armen, kam plötzlich zur Türe hereingefahren. „Vater? Was is denn?“

Der Joſef lächelte und ſagte ruhig: „A bißl zwicken tuat's mi halt wieder.“

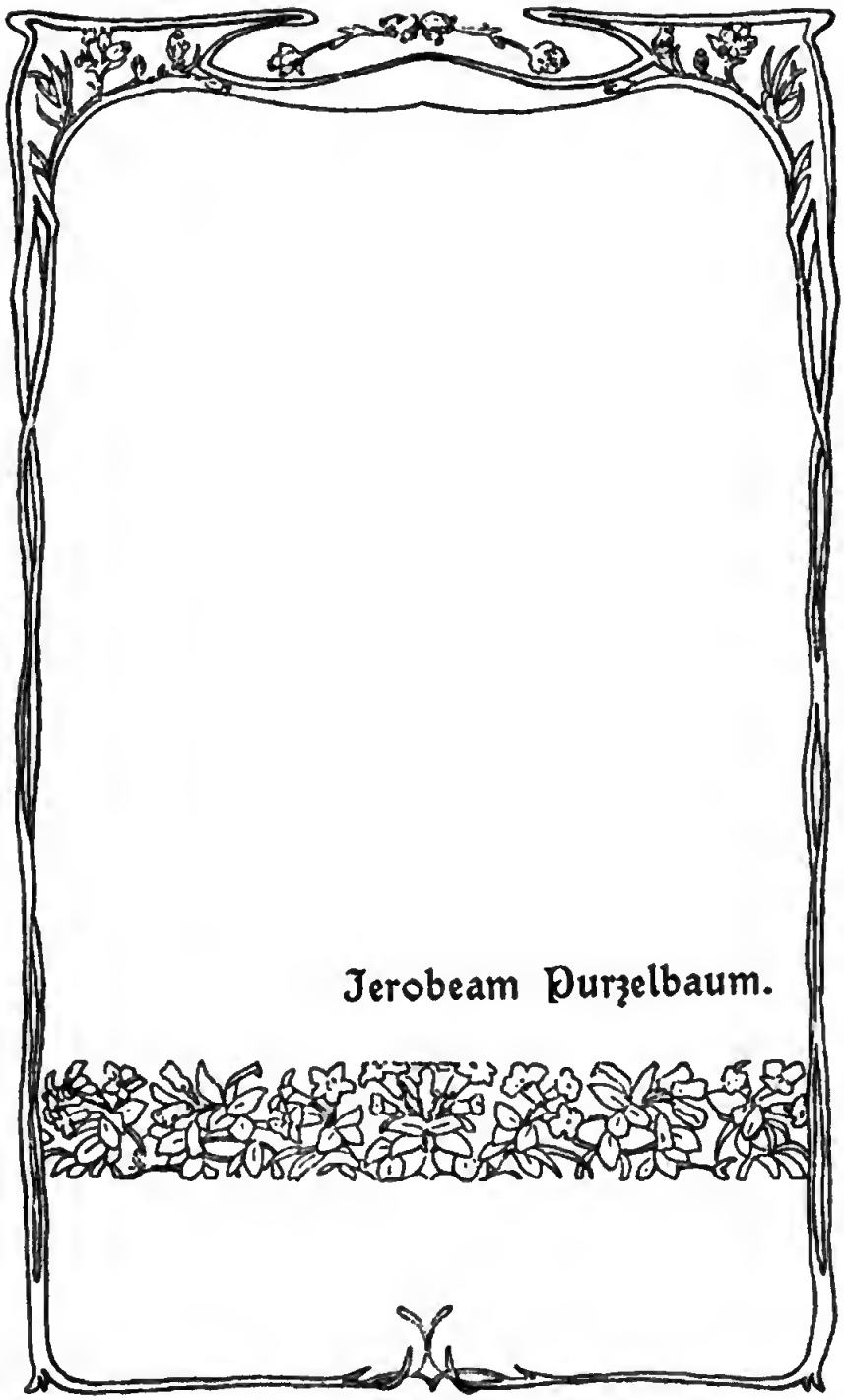
„Jeſſes!“ Die Mena ſetzte das Kind auf den Tiſch, hockte ſich auf den Boden hin, nahm den Fuß des Joſef in die blaue Schürze und legte ſacht ihre Hand auf den großen ‚Schaden‘, den der Joſef an der kleinen Zehe hatte. „Gelt, Vater, dös küahlt?“

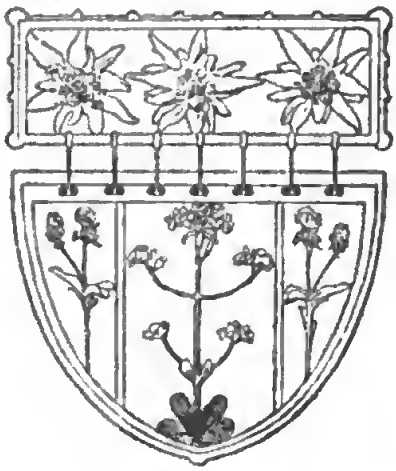
Er nickte — und ließ das Kindchen, das über die Tiſchplatte zu ihm hingekrabbelt war, an ſeinem grauen Barte zauſen.

„Diemal mach i's eahm aa ſo mit der Hand, weil's eahm von der Buachmillerin ſo wohltuat,“ ſagte die verwitwete Himmelſtoß zu mir. „Aber von meiner Hand derleidt er's net! Dös is gſpaſſi! Aber der Bader ſagt: mit die menſchlinge Händ waar's wie mit Pflaſter ... dös oane ziagt und 's ander vertoalt.“ — —

* * *

Der Joſef hat die Jagdhütte nicht mehr geſehen — der ‚Schaden‘, den er ſich aus Zartgefühl zugezogen hatte, wurde für ihn zu einer Pandorabüchſe der qualvollſten Schmerzen, die für alle Kurpfuſcher auf fünf Stunden im Umkreis immer unerklärlicher wurden, je übler ſie dem Joſef an ſeinem ganzen mächtigen Körper zuſetzten. Im Herbſte mußte er den Dienſt quittieren, weil kein Bader dieſes neue ‚Hindernis‘ beſeitigen konnte. Aber der Gedanke, nach Rom zu wallfahrten, iſt dem Joſef nimmer gekommen. Der war ſchon zufrieden, wenn er manchmal am Stecken die dreißig mühſamen Schritte über die Straße hinüber fertig brachte.


Jerobeam Purzelbaum.



Gejagt hab ich nie mit ihm. Ich hab ihn nur einmal tanzen ſehen — und einige Jahre ſpäter hörte ich, auf welch ſonderbare Weiſe der Held dieſer kleinen Geſchichte den letzten Weg zum Friedhof machte.

Vor Jahren, auf einer meiner Bergfahrten, kehrte ich zu Klauſen im Wirtshaus ein. Während ich in der niederen Stube, die mit Holz getäfelt war und eine braungewordene

Balkendecke hatte, bei meinem Trunk saß, gewahrte ich, daß die dunkle Holzdecke überall von weißen, sonderbaren Schrammen durchrissen war. Das sah sich an, als hätten da droben zwei Tiger mit einander gekämpft und hundert Spuren von ihren Krallenschlägen zurückgelassen. Ich fragte die Kellnerin, woher das käme? Und lachend sagte das Mädel: „Woaßt, weil der Purzelbamer allweil so hoach auffitanzt!“

Daß in einer niederen Stube ein Schuhplattltänzer die genagelte Sohle im Sprung hinaufschlägt bis zur Stubendecke, das ist an sich nichts merkwürdiges. Unter einem Dutzend Tänzer bringen das ein paar immer fertig. Aber dieser ‚Purzelbamer‘ mußte ganz absonderlich geartete Sprunggelenke besitzen! Nach der reichlichen Hieroglyphenschrift der Stubendecke zu schließen, schien er sich beim Tanze mit den Füßen mehr in der Luft als auf dem Fußboden zu bewegen. Auch sein Spitzname ließ eine verblüffend ausgebildete Beweglichkeit vermuten.

Die Kellnerin mußte mir von ihm erzählen,

was ſie wußte. Und ſie leitete ihren Bericht mit den lachenden Worten ein: „So an Urviech gibt's auf der ganzen Welt nimmer! Bal 'r ſeine Sprüng ſo anhebt, kunnt ma ſi bucklet lachen!“

Chriſtian Überacker hieß er und war der Sohn einer zugewanderten Taglöhnerin. Schon als Kind verlor er die Mutter und wuchs nun ſo zwiſchen Armenhaus und Bergwald heran, kein Menſch wußte, wie! Und obwohl es ein unergründliches Geheimnis war, wovon der Bub lebte, wurde er immer dicker und fetter — und war dabei ſo kreuzfidel, daß die Leute von ihm ſagten: wenn er nicht die Ohren als Riegel hätte, ginge ſein Lachen ganz um das dicke Köpfl herum! Und ſchon in der Schulzeit war das ſeine Gewohnheit, daß er lieber auf den Händen ging als auf den Füßen. Für ein Butterbrot ſtellte er ſich auf den Kopf, ſpreizte die Beine als Balancierſtangen auseinander und blieb ſo auf dem Haardach ſtehen, bis das Butterbrot verzehrt war. Eine ſchwierige Kunſt, das: immer nach aufwärts ſchlucken!

Mit zwölf Jahren wurde er Geißhirt, vier

Jahre ſpäter Galtviehſenn und Wilddieb. Einmal ertappte ihn der Förſter beim Jerwirken einer Rehgeiß. Aber der Chriſtl verſchwand mit einem Purzelbaum irgendwohin und tauchte nach einer Weile auf einem ſchneidigen Felsgrat auf. Da ſchickte ihm der Förſter eine Kugel nach. Als der Chriſtl ſie pfeifen hörte, tat er einen vergnügten Juhſchrei, ſtellte ſich in der luftigen Höhe da droben auf den Kopf und ſtrampelte mit den Beinen gegen den blauen Himmel. Dadurch bekam die ernſte Sache für den Förſter eine ſo drollige Wendung, daß er die Anzeige unterließ.

Bei der Rekrutierung wurde der Chriſtl nicht genommen — wegen Fettleibigkeit. Daheim aber wußten ſie, wie flink er war, trotz ſeines Speckes; und um ihn von ſeinem Hang zur Wilddieberei zu kurieren, verſchaffte ihm der Förſter eine Anſtellung im Jagddienſt.

Nun hauſte der Chriſtl ſeit Jahren als Junggeſelle droben auf der Windecker Leite, einem Weiler, der nur aus einem halbdutzend Häuſer beſtand und hoch im Gebirge lag, zwei Wegſtunden über dem Dorfe. Niemals hörte

man davon, daß Überacker mit einem Mädel bandelte. Nur zwei Dinge schien er zu lieben: seinen Dienst im Bergwald und das Tanzen im Klausener Wirtshaus. Wenn die Zither schnurrte und die Ziehharmonika quiekste, war der Christl in seinem Element. Und gar nicht heikel war er — hübsch oder häßlich, alt oder jung, Bursch oder Mädel, alles taugte ihm, wenn's nur was Lebendiges war, das die Beine rühren konnte. Und wenn die anderen mit ihrem Atem fertig waren, tanzte der ‚Purzelbamer' noch stundenlang für sich allein und erfand dabei so unglaubliche Kapriolen, daß ein alter Bauer einmal sagte: „Der macht ja Sprüng wie der Jerobeam!"

Obwohl ich ziemlich bibelkundig bin, ist es mir nie gelungen, den tieferen Sinn dieses Vergleiches klar zu erforschen. Sollte der Bauer die Sprünge gemeint haben, die der israelitische König Jerobeam I. auf seiner Flucht nach Ägypten machte, als die Häscher des weisen Salomo hinter ihm her waren? Ein an Goethe geschulter Kommentator würde vielleicht die Bemerkung wagen: „Wäre nicht jeder Irrtum

von ſeite des Meiſters ausgeſchloſſen, ſo könnte die Hypotheſe an uns herantreten, ob hier nicht eine Verwechſlung mit dem König David vorliegen dürfte, der bekanntlich (Chronica, I, 16, 29) vor der Bundeslade tanzte? Oder ſollte dieſe Verwechſlung tatſächlich vorhanden ſein? Vom Meiſter bewußt zur Erzielung einer ſcherzhaften Wirkung angewandt?" Die Kellnerin im Klauſener Wirtshaus aber vertrat die Anſicht: Jerobeam, das wäre der Name eines von der Springſucht befallenen Teufels, von dem der Herr Kaplan ſchon des Öfteren gepredigt hätte.

Mag nun die Sache ſein, wie ſie will — dem Chriſtl Überacker blieb dieſer Name, mit einer kleinen Abkürzung und mit dem Ton auf der erſten Silbe: „Jérobam!" Und das klang nicht übel mit ſeinem anderen Spitznamen zuſammen: „Jérobam Purzelbamer!"

Seine perſönliche Bekanntſchaft ſollte ich noch am gleichen Abend machen. Durch Zufall fand ſich da im Wirtshaus eine kleine, fidele Geſellſchaft zuſammen, der Förſter, zwei Jagdgehilfen, der Lehrer und ein junger Poſtpraktı-

kant, der virtuos die Mundharmonika blies. Der Lehrer begleitete auf einer Guitarre, an der die E-Saite fehlte — und als man zu tanzen anfing, meinte die Kellnerin: „Schad, daß der Purzelbamer net da is!“

„Wart,“ ſagte der Förſter, „dem pfeif i glei!“ Er nahm die Büchſe vom Zapfenbrett, ging vor die Haustür hinaus und feuerte einen Schuß in die Nacht. Dann wurde drüber debattiert, wie lang der Jérobam brauchen würde, um von der Windecker Leite, zu der man zwei Stunden hinaufzuſteigen hat, durch die finſtere Nacht ins Dorf herunterzukommen. Der eine der beiden Jagdgehilfen ſchätzte fünfzig Minuten, der andere vierzig. Aber eh noch eine halbe Stunde vergangen war, klang draußen im Hausflur ein gellender Juhſchrei, die Stubentüre wurde mit Geraſſel aufgeſtoßen, und etwas Dickes, Fettes, Fleiſchiges, das nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem proportionierten Menſchen hatte, ſchlug ſich mit drei Rädern über die Schwelle herein. Dann ſtand ein Kerl vor mir, wie ein großmächtiger Gummiball mit Armen und Beinen, das zinnoberrote Vollmond-

geſicht behangen mit hundert Schweißperlen, die in der Lampenhelle genau ſo funkelten wie die kleinen, zwiſchen Fett verſunkenen Augen.

Während der Jérobam die Runde um den Tiſch machte und jedes Krügl leerte, das ihm als Willkomm gereicht wurde, ſchwatzte er lachend ein Regiſter von drolligen Redensarten herunter, denen es anzumerken war, daß ſie der Chriſtl Überacker bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon zu hundertmalen geſagt hatte. Erſt tat er noch einen tüchtigen Zug aus dem eigenen Maßkrug, den ihm die Kellnerin brachte — dann warf er die Joppe von den Schultern, lockerte die Hoſenträger, ſpuckte in die Hände, packte die Wirtstochter und fing ein Tanzen an, wie ich das im Leben ein zweitesmal nicht mehr geſehen habe. Dieſes Stampfen und Schnackeln, dieſes Pfeifen und Schnalzen, Drehen und Platteln, Schwingen und Wiegen — das alles war anders, wie es andere machen — alles verdoppelt und verdreifacht an Übermut und Flinkheit, an Wildheit und Raſſe, an Feuer und Schwung! Dazu immer wieder ein Rad und Purzelbaum, ein tiſchhoher Sprung

und ein Sohlenſchlag an die Stubendecke. Die Lebensfreude ſchien irrſinnig geworden, bevor ſie dieſem Menſchen ins Blut und in die Knochen gefahren war. Und wie er mit dem ganzen, kugelrunden Körper immer in der Luft gaukelte, immer mit dem Kopf nach unten oder hinten, immer mit den Beinen in der Höhe — das war wie eine Negation der Schwerkraft, wie ein Widerſpruch gegen alles, was menſchliche Bewegung heißt. Bei einem ſchlanken, gut gewachſenen Menſchen hätte man ſolche Gelenkigkeit in allem Ernſt bewundern müſſen. Aber dieſer wirbelnde, ſpringende, ruheloſe Fettballon wirkte mit einer Komik, daß man Tränen lachte.

Als es auf 12 Uhr ging, waren die beiden Wirtstöchter, die Kellnerin und das Küchenmädel ſchon ‚firti‘, wie der Jérobam ſagte — atemlos, mit erſchöpften, glühenden Geſichtern hockten die vier Weibsleute auf der Ofenbank. Aber der ‚Purzelbamer‘ tanzte und purzelte ſolo noch immer weiter, pfiff, daß es in den Ohren gellte, ſchrie und jauchzte, daß die Fenſterſcheiben klirrten, ſchrieb mit den Schuhnägeln

unverdroſſen das Lied ſeiner wilden Kraft und Lebensluſt an die Stubendecke, und ſchwitzte, daß ſein Geſicht, ſein Hals und die offene Bruſt ein einziges rotes Geſchimmer war.

Aber ein vernünftiges Wort, das ich mir gerne gemerkt hätte, hab ich in vier Stunden nicht von ihm gehört.

Um zwei Uhr ging ich zu Bett. Doch an Schlaf war nicht zu denken. Meine Kammer lag gerade über der Wirtsſtube — und das Gedudel und Gepumper da drunten wollte kein Ende nehmen. Und ſo oft die genagelte Sohle gegen die Decke ſchlug, machte mein Bett den Hupf des Jérobam mit.

Als der Morgen graute, bekam ich endlich Ruhe. Vom Hof herauf konnte ich noch die laute, fette Stimme hören, wie der ‚Purzelbamer' zum Förſter ſagte: „Jetzt muaß i aber flink auf'n Dürrkogl auffi, für'n Forſtmoaſtr an Gamsbock ausmachen!" Er lachte. „Sakra! Heut war's wieder nobel!"

Das war — für mich — das letzte Wort des Jérobam.

* * *

Fünf Jahre ſpäter kam ich wieder nach Klauſen. Aber da gab's keinen Chriſtl Überacker mehr. Von dem wilden, nimmerſatten Tänzer war nur noch ein kleiner grüner Hügel übrig, mit einem hölzernen, von Schnee und Stürmen ſchief gedrückten Kreuzlein drauf — und die Geſchichte einer grotesken Stunde, halb ſchauerlich, halb luſtig bis zum Übermut.

Wer nur immer von dem Toten redete, fing zu lachen an. Und der Förſter erzählte mir ausführlich die Geſchichte von den letzten Purzelbäumen des Jérobam. —

Ein grimmiger Winter war über die Berge gefallen. Zwei Meter hoch lag der Schnee im Tal. Und droben noch höher. Von der Windecker Leite, wo der Chriſtl hauſte, konnten ſie an Weihnachten nimmer zur Mette herunter. Und die weiße Mauer zwiſchen dem Dorf und da droben wuchs noch mit jeder Woche.

Bis zum 14. Jänner hatte ſich der Jérobam Tag für Tag durch den Schnee bis zum Futterſtadel gearbeitet, um dem Hochwild das Heu vorzuwerfen. An dieſem Vierzehnten kam er abends heim, in Schweiß gebadet, ſchauernd

bis in die Knochen. Der Eckerbauer, bei dem der Chriſtl hauſte, kannte ſich gleich aus. „Der hat 's Lumplfieber!“ Das heißt: die Lungenentzündung. In der Nacht verlor der Jérobam das Bewußtſein — und da mußten ſie ihm mit Stricken das Federbett über den Körper binden, weil der Chriſtl in ſeinen Fieberträumen im Klauſener Wirtshaus zu ſein glaubte und immer mit den Füßen an die Decke wollte. Am Morgen lag er ganz ſtill und ſchwatzte mit leiſer Stimme dummes Zeug vor ſich hin. Den Doktor zu holen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Und gegen Abend fing der Jérobam unter dem Federbett wieder zu tanzen an. Sieben Nächte tanzte er mit dem Tod. Dann war der Chriſtl ‚firti‘ — und der Andere, der Unermüdliche, der ſeit Jahrtauſenden die Erſchöpfung nicht kennen lernte, tanzte weiter für ſich allein.

Den Jérobam, der das Springen aufgegeben hatte, nähten ſie dick und feſt in Sackleinwand, ſchnallten ihn mit ledernen Riemen auf ein ſchweres Lärchenbrett und legten den zahmgewordenen Tänzer in die Scheune — damit

die Leiche gefrieren und ſich erhalten ſollte bis zum Frühling.

Dann ging auf der Windecker Leite das harte, ſtille Leben zwiſchen der weißen Mauer ruhig weiter — bis es März wurde.

Föhnſtürme fielen ein.

Drunten im Tal, das drei Monate die Sonne nicht geſehen hatte, lag noch immer der dicke Winter. Doch auf den ſteilen, ſonnſeitigen Gehängen der Windecker Leite, zu der die lauen Südwinde freien Weg hatten, aperten ſchon die Almen und der Waldgrund in großen Flecken aus dem Schnee heraus. Und der kalte Schläfer auf dem Lärchenbrett begann in der Wärme langſam aufzutauen.

Da mußte man den Chriſtl Überacker hinuntertragen zum Friedhof.

An einem himmelblauen Sonntagsmorgen nahmen der Eckerbauer, ſein alter Knecht und die beiden Nachbarn das ſchwere Lärchenbrett auf die Schultern. „Bal a Menſch no warm is," meinte der Knecht, „da lupft 'r ſi leichter als in der Gfrier."

Während ſie den Jérobam trugen, beteten

ſie den Roſenkranz. Und ſchwitzten. Denn es war ein harter Weg. Je weiter ſie hinunterkamen in den Wald, deſto tiefer und zäher wurde der ungebahnte Schnee. Sie ſuchten, um es leichter zu haben, eine baumfreie Rinne auf. Aber da trat der alte Knecht unter dem Schnee auf eine Eisplatte und rutſchte. Auch die anderen verloren das Gleichgewicht und ließen das Brett mit dem Chriſtl fallen.

„Jöiſes, halts 'n auf!" ſchrie der Eckerbauer; aber das Brett fing ſchon zu gleiten an, ſchneller und immer ſchneller. „Mar' und Joſef! A ſo an Unglück! Der derfallt ſi! Jöiſes, der tuat ſi an Schaden!"

Zu Vieren ſprangen ſie durch die Schneerinne hinunter. Aber der Jérobam war flinker als ſie alle. Das wurde eine heiße Jagd. Bei einer Wendung der Rinne meinte der Eckerbauer den flinken Chriſtl haſchen zu können. Doch da fuhr das Brett mit dem Fußende gegen einen Baumſtock, überſchlug ſich, ſtellte ſich auf den Kopf und machte einen Purzelbaum um den andern. Schreiend, wie beſeſſen, rannten und ſchlitterten die vier Leute hinter

dem tollgewordenen Chriſtl her — bis der alte Knecht, dem der Atem ausging, einen verſtändigen Einfall hatte: „Bal 'r 's net anderſt tuat, ſo laßts 'n halt hupfen, in Herrgottsnamen!“ Und der Eckerbauer, nach allem Schrecken, fing zu lachen an: „Der woaß, was 'r tuat! Meintwegen! Müaſſen mer eahm ſei' letzte Freid halt laſſen! ... Hupf zua, Chriſtl! Hupf zua!“

Durch dieſes Wort war aller Ernſt des Weges und alle herkömmliche Ehrfurcht vor dem Tode auf den Kopf geſtellt. Lachend ſtanden die vier Männer bis an die Hüften im Schnee und guckten mit Wohlgefallen zu, wie der Jérobam ſeine Räder ſchlug und ſeine hohen Sprünge machte. Und als der Chriſtl in einer Schneemulde wider Willen raſten mußte, wateten die Viere zu ihm hinunter, verſetzten dem Lärchenbrett einen freundlichen Schubbs und halfen dem ‚Purzelbamer‘ wieder auf flinke Füße. Und je tollere Sprünge der Chriſtl machte, je hurtiger er ſeine Räder ſchlug, um ſo luſtiger ſchrieen die Viere hinter ihm her, mit Gelächter und Jauchzen: „Hupf auf!

Hoppſala! . . . Sakra! Dös mal hat 'r aber an Satz gmacht! . . . Wetten taat i, da hätt 'r auffigroacht auf d'Stubendecken! . . . Jöiſes, jöiſes, völli narret is 'r! So an Urviech! Schaugts 'n nur an! Was für Sprüng als 'r macht! . . . He! Hoppſala! Hupf auf! Hupf auf!"

Und der Jérobam — als hätte er noch hörende Ohren für dieſe fidele Anerkennung, und als wäre ſein Ehrgeiz wach und lebendig geworden — der Jérobam lupfte die Beine zum Himmel und begann ein Räderſchlagen, ein ſo wildes Springen und Purzeln, wie er es auch in ſeiner übermütigſten Stunde im Klauſener Wirtshaus nie getrieben hatte. Erſt auf den glatten Schneeflächen der Wieſengehänge ſtellte er das tolle Springen ein — aber zum Beweiſe, daß er noch lange nicht ‚firti' wäre, rodelte er ſchön luſtig und flink auf ſeinem Lärchenbrett über den Schnee hinunter bis zu den Häuſern.

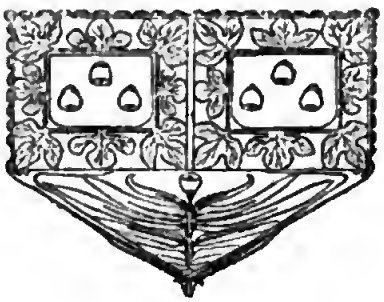
Die Viere, die ſich die Lachtränen aus den Augen wiſchten, hatten eine halbe Stunde bis an die Bruſt im Schnee zu waten, um den

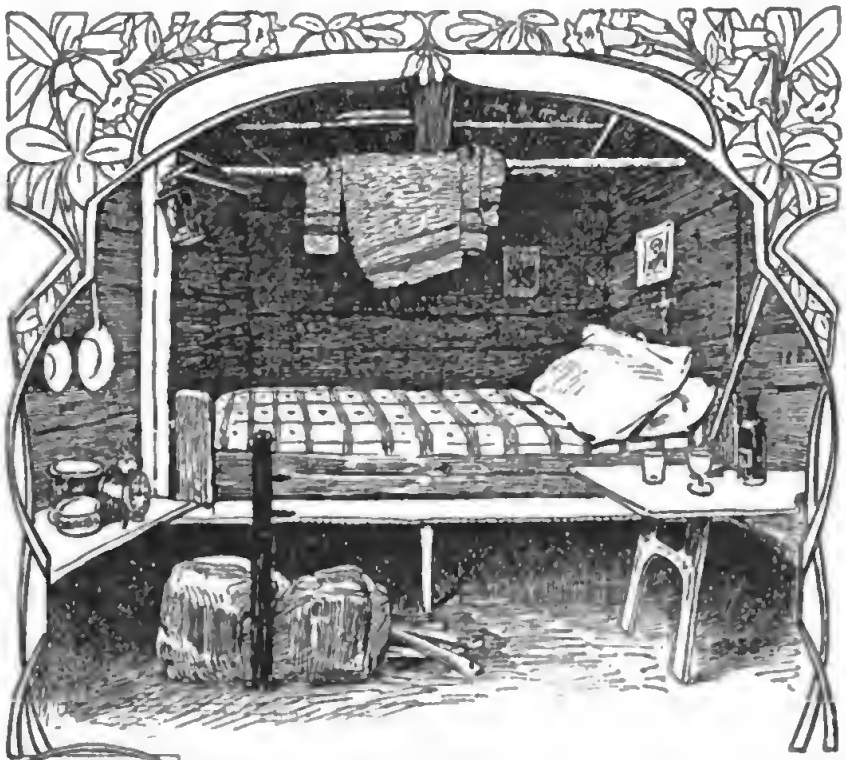
raſtenden Chriſtl wieder einzuholen. Und im Dorfe merkten die Leute gleich, daß der Eckerbauer und ſeine Kameraden nichts Trauriges getragen brächten. Mit Gekicher begannen die Viere zu erzählen, und bis ſie zwiſchen den Schneemauern der Straße den Chriſtl Überacker zum Forſthaus brachten, hatte ſich eine lachende Geleitſchaft hinter dem Lärchenbrett zuſammengefunden. In der Scheune des Förſters wurde das dicke Schneepflaſter vom ‚Purzelbamer‘ abgeklopft — und wer an die Sackleinwand fühlte, glaubte zu bemerken, als wären dem Chriſtl die ſteifen Glieder, mit denen er die Windecker Leite verlaſſen hatte, beim Tanze locker und biegſam geworden. Doch im Tal, in dem es um drei Uhr ſchattete, gab's einen kalten Abend. Vor dem Forſthaus krachte der Schnee, wenn die Leute kamen und gingen. Und über Nacht war der ‚Jérobam Purzelbamer‘ wieder feſt gefroren.

Am Morgen läuteten die Glocken. Und die Muſikanten der Feuerwehr trompeteten einen Trauermarſch. Aber zu Klauſen hat es ſeit Menſchengedanken keine ‚Leich‘ gegeben,

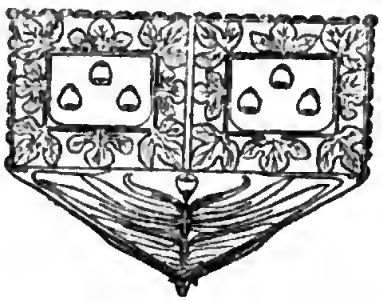
bei der die Leute ſo wenig traurig waren. Sie konnten, trotz Litanei und Vaterunſer, an nichts anderes denken, als an die letzten luſtigen Purzelbäume des Jérobam.

Der Michel und sein Todfeind.





Ihre Namen, wie sie im Taufbuch stehen, darf ich nicht nennen. Muß auch verschweigen, wo die Geschichte spielte. Denn der Michel — so soll der Jäger heißen — sagte mir damals: „Gelt, halten S' fein 's Mäu! Sonst kunnten mer no[illegible]el in d' Schlemastik kemma!" Und ich fühle nicht das Verlangen, als Ankläger aufzustehen, wo kein Richter war. Nach dem Strafrecht ist ja die Sache schon längst verjährt.



Ihre Namen, wie ſie im Taufbuch ſtehen, darf ich nicht nennen. Muß auch verſchweigen, wo die Geſchichte ſpielte. Denn der Michel — ſo ſoll der Jäger heißen — ſagte mir damals: „Gelt, halten S' fein 's Mäu! Sonſt kunnten mer nobel in d' Schlemaſtik kemma!“ Und ich fühle nicht das Verlangen, als Ankläger aufzuſtehen, wo kein Richter war. Nach dem Strafrecht iſt ja die Sache ſchon längſt verjährt.

Der Michel hätte alſo nichts ernſtliches mehr zu befürchten. Aber was ich da erzähle, könnte doch hinausklingen in das kleine Dorf, in dem der alte Weißkopf mit Behagen ſeine Penſion verzehrt. Das würde dann ein böſes Gerede abſetzen. Und ich möchte dem Michel in der gemütlichen Ruhe ſeiner ſinkenden Lebenstage keine ‚Schlemaſtik' verurſachen. Denn ein Mörder war er nicht! Obwohl er mordete.

Schon der erſte Abend, den ich mit dem Michel in der Jagdhüte verlebte, iſt mir in ſchwüler Erinnerung geblieben. Noch heute, nach 26 Jahren, wenn ich an dieſen Abend denke, laufen mir Ekel und Grauen mit einem Schauer über den Rücken.

Ich hatte damals, nach meinem letzten Univerſitätsjahr, eine Jagderlaubnis in einem der wildreichſten Reviere unſerer Berge. Ende Juli, an einem regneriſchen Nachmittag, kam ich in dem Dorfe an, in dem der Forſtmeiſter wohnte. Obwohl es in Strömen ſchüttete, ließ mir die Glut meines jungen Jagdeifers keine Ruhe, und ich wollte noch vor Abend hinauf ins Gemsrevier. Der Michel wurde mir als führen-

der Jäger zugeteilt, ein langer, ſehniger Burſch, mit einem derben und gutmütigen Geſicht, dem nach Art der Mongolenbärte ein dicker, brauner Schnauzer über die Mundwinkel hing. Im Wirtshaus verproviantierte ich mich flink für ein paar Hüttentage, dann nahm der Michel den ſchweren Bergſack auf den Rücken, und unter dem Schutz der Wettermäntel marſchierten wir los. Ein naſſes Vergnügen, dieſer Aufſtieg! Es regnete, daß der Michel einmal ſagte: „Geſtern muß der Peterl aber ghörig pichelt haben!“

Ich hatte ſo viel mit meinem triefenden Mantel und mit dem glitſchigen Weg zu ſchaffen, daß ich zum Plaudern nicht ſonderlich aufgelegt war. Der Michel aber machte immer wieder einen Verſuch, mir die Zeit zu vertreiben. Und als er gelegentlich ſtehen blieb, um zu raſten und hinunterblickte in das grauvernebelte Waldtal, ſagte er: „Geſtern haben ſ' den Lindlmayer hoambracht, an meinigen Kameraden.“

„Heimgebracht?“

„Schluß hat er halt gmacht! Wiſſen S', an der Lunglſucht hat 'r labariert. Und da hat 'r

ſi geſtern a Kügerl auffipelzt aufs richtige Fleckl. Jetzt hat 'r ſein Fried. Is a braver Menſch gweſen, recht a handſamer, jaaa!"

Ich wollte mich umblicken nach dem Jäger, der mit einem kurzen Ja über allen Schmerz eines zerſtörten Lebens hinüberſprang. Aber da rann mir die grüne Lauge meiner neuen Hubertuskappe über das Geſicht, und ich hatte Arbeit, um Augen und Naſe wieder trocken zu bekommen. Auch war das Thema, das der Michel da angeſchlagen, nicht beſonders erquicklich. Drum ließ ich es ruhen.

Bei den ſchlechten Wegen dauerte der Aufſtieg länger, als ich gerechnet hatte, und wir kamen in finſtere Nacht hinein. In der Hütte fanden wir die kleine Hängelampe völlig ausgebrannt, kein Tropfen Petroleum war in der Kanne — und daß ich Kerzen hätte mitnehmen ſollen, daran hatte ich in der Eile nicht gedacht. So mußten wir im Dunkeln ſitzen und unſer Nachtmahl bei dem Glutſchein verzehren, der aus dem Schürloch des eiſernen Kochherdes gloſtete. In der winzigen Stube war eine Hitze zum Erſticken; die auf den Herdſtangen

trocknenden Kleider und Mäntel verurſachten einen abſcheulichen Dunſt; aber das Raſten im Trockenen tat mir wohl, die Hoffnung auf gutes Wetter und einen ergiebigen Pirſchtag vergoldete meine Laune, und während der Michel ſich auf die hölzerne Bank legte, ſtreckte ich mich behaglich auf die Seegrasmatratze des Kreiſters.

„Guat Nacht, Herr!“

„Gute Nacht, Michel!“ ſagte ich gähnend und zog die wollene Decke über den Hals.

Wie ſüß mir die Ruhe in allen Gliedern prickelte! Doch als ich ſchon zu duſeln anfing, ſpürte ich plötzlich unter meinem Rücken etwas Feuchtes. „Michel, da muß es hereingeregnet haben! Die Matratze iſt ganz naß.“

„Ah na, da hat's net einigregnet! 's Dach is guat! Dös weard halt Blüat ſein!“

Erſchrocken fuhr ich in die Höhe. „Blut?“

„No ja, auf Enkerer Liegerſtatt, da hat ſi geſtern der Lindlmayer derſchoſſen.“

Den Sprung, den ich aus dem Bett machte, hätt' ich ſehen mögen! Und wie ein Narr hinaus zur Stube! Von Ekel geſchüttelt, riß ich mir

draußen das Hemd herunter und ließ mir vom heiligen Petrus den nackten Rücken waſchen.

„Jeſſes, jeſſes,“ brummte der Michel verdrießlich, „wia ko ma denn ſo hoakli ſein? Blüat is halt Blüat! Wann a Gamsbock ſchwoaßt, da grauſt Eahna do aa net!“

Um keinen Preis der Welt hätt' ich die Nacht in dieſer Stube zugebracht. Schauernd in den feuchten Mantel gewickelt, blieb ich unter dem vorſpringenden Hüttendach im Freien ſitzen. Der Michel redete mir immer zu, daß ich ‚gſcheid ſein‘ ſollte. Schließlich aber gab er die nutzloſe Mühe ſeiner Überredungskünſte auf, ging in die Stube zurück, breitete ſeinen Wettermantel über die Matratze und legte ſich drauf. Ich konnte ihn ſchnarchen hören bis zum Morgen.

Als das Frühlicht dämmerte, überſiedelten wir in eine andere, zwei Stunden entfernte Hütte. Die Jagd aber wollte mich nicht mehr freuen. Doch der Michel lachte immer, als hätte er in ſeinen 35 Jahren was Luſtigeres nicht erlebt. Und das wurde für ihn zu einem Sport, mich immer zu fragen: „Herr, haben S'

an trückenen Buckel?“ Ich mußte dem Michel das verbieten, denn ich konnte mich an dieſe fidele Frage nicht gewöhnen.

Im Laufe jenes Sommers hab ich mit dem Michel noch manchen Pirſchgang gemacht. Doch in der ‚feuchten‘ Hütte hab ich niemals wieder geſchlafen. Mit dem Michel aber bin ich gut Freund geworden. Er war ein vorzüglicher Jäger, mit einer ruheloſen Aufmerkſamkeit in den huſchenden Augen. Auch ſonſt ein Menſch, mit dem ſich's auskommen ließ — „recht ein handſamer“, wie er vom Lindlmayer geſagt hatte — einer, mit dem man luſtig über alles ſchwatzen konnte. Nur von ſeinem Todfeind durfte man mit dem Michel nicht reden — vom Schmiedbartl, wie ich den anderen nennen will. Wenn dieſer Name klang, wurde der Michel völlig ein anderer Menſch; ſeine Geſtalt krümmte ſich zuſammen, wie die Katze den Buckel aufzieht, wenn der große Hund kommt; die eingekniffenen Augen bekamen einen ſtarr funkelnden Blick, und ‚fliegende Hitzen‘ gingen dem Michel über die aſchfarbene Stirn. Dabei hatte er eine typiſche Redensart: „Herrgott Sakra!

Den Kerl wann i amal ...“ Den Reſt dieſes Gedankens verſchluckte er immer. Und mehr war aus dem Michel nicht herauszubringen. Aber vom Forſtmeiſter erfuhr ich, daß der Schmiedbartl ſeit Jahren im Verdacht wäre, ein Wilddieb zu ſein, und zwar von den gefährlichſten einer. Er trieb ſein Handwerk nach § 11, der bekanntlich lautet: nicht erwiſchen laſſen! Die Jäger hatten um ſeinetwillen Verdruß und Ärger an allen Enden und Ecken des Reviers. Und noch etwas anderes hatten ſie: Sorge um ihr Leben! Da konnte hinter jedem Baum, hinter jedem deckenden Fels eine unerwartete Kugel herausfliegen. Und jetzt verſtand ich ſie erſt, dieſe blitzende, raſtloſe Aufmerkſamkeit, die in Michels huſchenden Augen war, wenn wir in der Dämmerung miteinander pirſchten.

Eines Vormittags, ehe wir zu Berg ſteigen wollten, ſaß ich mit dem Michel im Extraſtübchen des Wirtshauſes, ich in der Ausſicht auf gute Jagd, und der Michel in fideler Laune; denn er hatte einen kapitalen Hirſch beſtätigt und wußte, daß es an einem guten

Trinkgeld nicht fehlen würde, wenn der Geweihte ſein Teſtament machte.

Da trat ein Burſch in die Stube, ein paar Jahre über die Dreißig und gut gekleidet, ein bischen ſtutzerhaft, wie die Tegernſeer Komödianten in der Stadt umherlaufen, wo ſie gaſtieren. Auch gut genährt war er und brauchte ſchon einen weiten Hoſenbund; aber an ſeinen läſſigen Bewegungen merkte man gleich, daß ſich eine eiſerne Kraft hinter ihnen verbarg. Das glattraſierte, mit drei großen Blatternarben gezeichnete Geſicht hatte gerade nichts Unſympathiſches. Dieſe ruhigen, waſſerblauen Augen gefielen mir ſogar. Wie ſcharf mußten ſie ſehen! Denn die Pupillen, die ſchwarz in dieſem Blau ſaßen, waren ſo klein wie Stecknadelknöpfe.

Ohne zu grüßen, ſetzte er ſich an das andere Ende unſeres Tiſches, legte die Ellenbogen auseinander und muſterte mit gemütlichem Schmunzeln bald den Michel, bald wieder mich. Mit dieſem Schmunzeln verdarb er es bei mir, und fragend ſah ich den Michel an. Der hatte plötzlich ſeine gute Laune verloren und redete

kein Wort mehr. Als ich dieſen aufgezogenen Buckel ſah, dieſen harten, lauernden Blick und dieſe ‚fliegenden Hitzen‘ auf Michels kalkiger Stirne, da wußte ich gleich: Das muß der Schmiedbartl ſein!

Der Michel in ſeinem Schweigen trank immer häufiger, doch immer nur mit kleinem Schluck. Und wenn er das Bierglas auf den Tiſch zurückſtellte, zitterte ihm die Hand. Als es leer war, ſchlug er mit der Fauſt auf die Tippglocke, die vor ihm ſtand. „Mareidl!“ rief er der Kellnerin zu. „An Schnaps bringſt mer!“

Und der andere ſagte mit ſeinem gemütlichen Schmunzeln: „Mir bringſt an Schampani, gelt!“

Die Kellnerin zeigte ein wütendes Geſicht. „Bartl, da machſt, daß d' auſſi kommſt!“

„Ah ſo?“ fragte der andere in ſeiner lächelnden Ruhe. „Hab i ſcho amal ebbes net zahlt? Geh! Mein Schampani bringſt mer! Mir leidt's oan!“

„Wart, du! Der Wirtin ſag is!“ Und das Mädel ſurrte zur Türe hinaus.

Der Schmiedbartl begann einen Ländler leiſe vor ſich hin zu pfeifen und betrachtete dabei

der Reihe nach die Hirſchgeweihe, die am braunen Getäfel hingen. Den Michel ſah er gar nicht mehr an. Der ſprang aber gählings auf wie ein Verrückter, und ſeine Stimme kreiſchte vor Zorn: „Du? Willſt mer ebbes?“

„Jiiii?“ Verwundert ſah der andere an dem Jäger hinauf, und die kleinen Pupillen ſeiner waſſerblauen Augen wurden noch kleiner. „Was d'r einfallt!“

Der Michel ſchien den Verſtand verloren zu haben nnd wollte losdreſchen. Aber da hatt' ich ihn ſchon an der Joppe erwiſcht und riß ihn zurück. Im gleichen Augenblick erſchien auch die Wirtin, eine kleine magere Perſon, ſo ſchwächlich, daß der Schmiedbartl ſie mit einem Schnaufer zur Türe hätte hinausblaſen können. „Bartl!“ ſagte ſie mit einem meſſerſcharfen Stimmchen und deutete nach dem Loch, das der Zimmermann gemacht hatte. „Staub aus!“

Ohne ein Wort zu ſagen erhob ſich der Burſch und verließ die Stube.

Der Michel aber krampfte die Fäuſte zuſammen, daß er ganz weiße Knöchel bekam.

„Haben S' es net gſehgn? 's Pech hat 'r no hinter die Ohrwaſcheln!"

„Pech?"

„Wo er ſi beim Wildern d' Larven dermit anpickt! . . . Herrgott Sakra! Den Kerl wann i amal . . ." Den Reſt dieſes Gedankens verſchluckte er wieder.

Das wußte ich jetzt: wenn die beiden ſich da droben im Bergwald einmal begegnen, dann geht nur einer vom Fleck — der eine, der mit dem krummen Finger der Flinkere iſt.

Zwei Jahre ſpäter ſollte mich ein böſer Zufall zum Zeugen der Abrechnung machen, die in der Sonne eines ſchönen Morgens dieſe beiden Todfeinde miteinander hielten.

Seit einer Woche hauſte ich mit dem Michel hoch droben über dem See in einer Jagdhütte. Am Samstag abends mußte der Jäger ins Dorf hinunter, um ſeinen Wochenrapport zu erſtatten. Weil er am folgenden Morgen nicht zurück ſein konnte, bis es ſchußlicht wurde, machten wir aus, daß ich für mich allein einen Pirſchgang unternehmen ſollte, während der Michel den Rückweg zu einem ‚Speggalier-

marſch' durch die tiefer liegenden Wälder zu benützen gedachte, die an Sonn- und Feiertagen gerne von ungeladenen Jagdgäſten beſucht wurden. Dann wollten wir uns auf der ‚Seeplatte' treffen.

Es war ein herrlicher Morgen, ſo reich an geheimnisvollem Reiz und zärtlich flüſternden Farben, daß ich bei unerſättlichem Schauen ganz der Jagd vergaß. Als die kommende Sonne ihre Roſenglut über die ſteinernen Zinnen hinhauchte, alle die ſchweigſamen Wipfel der Zirben umgoldete und in den weißen Tauperlen die feurig blitzenden Seelchen weckte, ſchwammen aus der Tiefe gerade die ſanften Glockentöne herauf, die drunten im Dorf zur Frühmeſſe riefen. Wie köſtlich fein das in der Stimmung war! Zu ſolcher Stunde, wenn die Natur im keuſchen Glanz der Frühe all ihre Schönheit vor dir entſchleiert wie ein Weib, das dich liebt — zu ſolcher Stunde rinnen dir merkwürdige Dinge durch Blut und Sinne, durch Kopf und Herz! Da glaubſt du allem ungelöſten Rätſel des Lebens wie ein Wiſſender gegenüberzuſtehen — da lächelſt du, und alles Denken iſt

in dir wie der ſilberne Lauf einer klaren Quelle.

Aber der Hirſch, der auf dreißig Gänge vor mir ſtand, ohne daß ich ihn ſah, und der mich erſt durch den Lärm ſeiner Flucht auf ſich aufmerkſam machte — was ſich der wohl gedacht haben mag in dieſer köſtlich feinen Stimmung? Und als ich dann hinauskam in die Seewände, und dem ſteil hinunterſtürzenden Gefels zu Füßen den See da drunten liegen ſah wie einen großen, dunklen Smaragd, im Filigran der ſteinernen Ufer — da vergrämte ich noch einen Gemsbock, der pfeifend über die Wand hinaufſauſte.

Die gute Pirſchzeit war noch nicht vorüber, aber mich lockte die Jagd nicht mehr. Und da war auch ſchon die Seeplatte, eine grün gepolſterte Felsnaſe, die ſich wie ein kleiner Erker hinaushob in die Luft. Ich legte das Fernrohr und die Büchſe ins Gras, breitete den Wettermantel in die Sonne und ließ mich nieder, um auf den Michel zu warten. Als ich die Zigarette anbrannte, klang der Hall eines fernen Schuſſes, weit draußen in der Leitenwand, die mit ſchwindelnder Steile hinunterfiel

nach dem See, in hohen Stockwerken von ſchmalen, grünen Bändern durchzogen und geſprenkelt mit kleinen Waldflecken, auf denen niedere Latſchenſtauden und kümmernde Fichten um ihr bischen Leben rangen.

Der Michel hat einen andern Weg genommen, dachte ich mir, und hat irgend ein Raubwild geſchoſſen.

Eine Weile ſpähte ich immer über die Leitenwand hinaus, ob nicht der Michel irgendwo daherkäme. Dann guckte ich wieder hinunter in die wunderſame Tiefe und blies in Träumen den Rauch der Zigarette vor mich hin.

Die Sonnenſtrahlen, die da drüben durch alle Scharten der Berge breit hereinbrachen, ſpannten ſich wie goldene Stege über den Keſſel, in dem der See gebettet lag. Bei mir herüben, auf der Sonnenſeite, war alles ein Schimmer und Glaſt. Drüben aber waren die Wände und Wälder verſunken unter dunſtigem Schattenblau, wie eine Welt, die noch nicht fertig iſt.

Da weckte mich das Geklapper flinker Schritte. Der Michel kam, aber nicht von der Leitenwand,

ſondern von der entgegengeſetzten Seite. „Hab ſcho ghört!“ rief er mich an. „Liegt ebbes? Ober haben S' gfehlt?“

„Aber Michel? War denn der Schuß nicht von Ihnen? Ich hab ja doch gar nicht geſchoſſen!“

„Herrgott Sakra!“ Von hinten ſchob er den Hut in die Stirn. „Da habn mer an Lumpen im Revier!“ Und an wen er dachte, das merkte ich gleich; denn er machte den krummen Buckel und hatte keinen Tropfen Blut mehr im Geſicht. Wie der Blitz huſchte ſein ſpähender Blick über alles Sichtbare hin. Das war kein Menſch mehr — ſo muß des Blick eines Tieres ſein, das den Wolf in der Nähe wittert.

Sich duckend ſprang er zu mir, warf ſich auf die Knie, fragte flüſternd, in welcher Richtung ich den Schuß gehört hätte — und ziſchelte: „Schaugn S', daß S' hoamkommen! Jetzt kon i Eahna nimmer brauchen, jetzt muaß i Deanſt machen!“

Ich wollte ſchon in Eile mein Zeug zuſammenraffen, als drüben in der Leitenwand das Rollen und Sauſen fallender Steine klang.

Und bei einem der kleinen Waldflecke, die wie Vogelneſter an den Felſen hingen, meinte ich was Bewegliches zu entdecken. Während ich mit zitternden Händen das Fernrohr auseinanderzog, hörte ich hinter mir einen keuchenden Laut. Und was ich im Glas hatte, alles gauckelte, die mageren Bäumchen, das graue Geſtein, die niederen Latſchen und der näherſteigende Menſch da drüben, über deſſen Kopf die Läufe des Gemsbockes hinaufſtarrten, den er im Rucksack ſchleppte. Mit der einen Hand klammerte er ſich immer an die Latſchen und Felſen an, in der anderen hielt er, wie ſchußfertig, die Büchſe. Alle paar Schritte blieb er ſtehen und drehte den Kopf. Der Geſtalt nach meinte ich ihn zu erkennen. Aber das Geſicht war von einer ſchwarzen Maske aus Drahtgeflecht bedeckt und mit einem Wulſt von Roßhaaren umhangen.

„Michel . . .“ wollte ich ſagen. Aber da warf mich der Luftdruck eines Schuſſes, der mir dicht am Ohr vorbeigegangen, faſt zu Boden. Und der in der Leitenwand, der machte einen meterhohen Sprung — und verſchwand.

Mir wurde übel. „A ſchöns Joachn hat 'r gmacht!“ ſo klang es mir in die ſauſenden Ohren. Und wie in einem Nebel ſah ich, daß der Michel, in der Fauſt die rauchende Büchſe, an den Rand der Platte vorſprang und mit geſtrecktem Hals auf das Rollen und Gepolter lauſchte, das immer weiter herunterraſſelte gegen den See. Dann drehte er das Geſicht zu mir und fragte: „Ob jetzt dös der Gamsbock ſein weard? Oder der Bartl?“

Das Grauen ſchüttelte mir alle Glieder. „Michel! Um Gotteswillen! Wie kann man denn einen Menſchen ſo niederſchießen?“

Der Michel gab keine Antwort, ſondern guckte wieder und lauſchte in die Tiefe, in der es ſtill geworden. Dann ſagte er: „Jetzt muaß i allweil umiſteigen! Z' kurz abzogen wear i net habn. Kunnt abr aa ſein, daß 'r no ſchnauft. Und da konſt an Menſchen do aa net ſo liegen laſſen.“ Er ſprang von der Platte auf einen ſteinernen Sockel hinunter, und während er in die Leitenwand einſtieg, ſchob er eine friſche Patrone in die Büchſe.

Es würgte in mir, ich konnte mich kaum

noch auf den Beinen halten — und dennoch trieb es mich hinter dem Michel her. Aber langſam ging es. Und den Michel ſah ich ſchon nimmer. Nach einer Weile hörte ich ihn rufen: „An Schwoaß hab i ſcho!“ Dann ſchrie er: „Bartl! He! ... Bartl! He! ... Sei gſcheid und gib an, bal no konſt!“ Nun Stille. Nur manchmal das Rollen kleiner Steine. Und jetzt ein Laut des Erbarmens: „Jeſſes, da liegt 'r!“

Von dem Felsland, über das ich mich vorwärts krabbelte, konnte ich hinunterſehen auf den Fleck, der den Bartl im Sturze aufgefangen hatte. Was mit Geraſſel in die Tiefe gefahren, das war nur der Ruckſack mit dem Bock geweſen.

Ganz ruhig lag der Bartl auf dem Rücken, mit der linken Hand an eine Latſchenſtaude geklammert. Die Joppe war ihm halb über die Schulter gezogen, und die Drahtmaske war von dem bleichen Geſicht geriſſen, in deſſen waſſerblauen Augen noch das Leben glänzte.

Und jetzt kommt das Merkwürdige, um deſſentwillen ich dieſe Geſchichte erzähle. Ob einer meiner Leſer das verſtehen wird? Auch

mir, der ich mein halbes Leben mit dem Volk der Berge teilte, iſt das in 23 Jahren nicht völlig verſtändlich geworden.

Da liegt ein Sterbender, und ſein Mörder ſteht vor ihm — zwei Menſchen, in denen der aus Lebensſorge entſtandene Haß ſeit Jahren gebrannt hat, wie das Feuer in der Eſſe brennt, wenn der Blasbalg getreten wird. Und nun ratet, was dieſe beiden ſich zu ſagen hatten.

Ich ſah, wie ſich der Michel, die beiden Hände auf ſeine nackten Knie geſtützt, über den andern hinbeugte, und hörte ihn fragen, in einem gutmütig freundlichen Ton: „Was moanſt denn, Bartl? Fehlt's weit?"

Und der andere, mit der Stimme eines Geſunden, ſagte: „Bis hoam, daucht mer, langt's ebba nimmer! Kunntſt mer ſcho an Gfallen toan, wann mer den Pfarr auffiholen taatſt."

„Aber freili, gearn, i lauf, was i laufen kon!"

„Vergeltsgott! Und bis ſi der Pfarr firti macht, konſt es em Vater aa glei ſagn."

„Freili, ja." Der Michel wollte davon. Und beſann ſich. „Wart, i tua dir no ebbes!" Mit ſeinen eiſernen Händen riß er einen großen

Raſenbrocken von der Felswand und legte ihn dem Bartl mit der Grasſeite auf die rote Bruſt. „Woaßt, dös hebt d'r 's Blüat auf!“

„Moanſt?“

„Ja. Dös hat mer oaner gſagt amal! Aber ſchön ſtadhalten muaßt di, gelt! I tummel mi ſcho! Pfüe Gott derweil!“ Und während der Michel durch die Felswand hinausſtieg, ſo flink, als hätte er das Trottoir einer ſtädtiſchen Promenade unter den Schuhen, rief er zu mir herauf: „Steigen S' abi, Herr, und bleiben S' hocken bei eahm! Sunſt kunnt'r Zeitlang haben. In vier Stund, moan i, bin i da mit'm Pfarr!“

Alles Entſetzen, das in mir gezittert hatte, war für einen Augenblick überwunden von einem faſſungsloſen Staunen über dieſe beiden Menſchen, für die alles Geſchehene eine ſelbſtverſtändliche und erledigte Sache war, über die es kein Wort mehr zu reden gab.

Doch als ich zu dem Grasband hinunterkam und den Sterbenden und ſein rinnendes Blut in der Nähe ſah, packte mich das Grauen wieder.

Er ſtöhnte ein wenig und wollte mit der rechten Hand nach ſeinem Nacken greifen.

Mühſam brachte ich's heraus: „Kann ich Ihnen was helfen?"

„A bißl a Mies kunntſt mer einiſchiabn unters Gnack! So a Stoanl, dös druckt mi ſo!"

Mit der einen Hand raffte ich das Moos zuſammen, mit der andern klammerte ich mich an einen Felszacken — denn der Platz war bedenklich. Und ſo ſchmal war der Fleck, daß ich am Bartl nicht vorbei konnte, ſondern über ihn hinüberſteigen mußte, um zu ſeinem Kopf zu kommen. Als ich mich bückte, das Moosbüſchl zwiſchen den Händen, wollte ſich der Bartl aufrichten, um mir die Sache zu erleichtern. Das Raſenpflaſter, das ihm der Michel auf den Einſchuß gelegt hatte, kollerte ihm über die Bruſt herunter — und da ſchien es, als wäre dem Bartl plötzlich zwiſchen den Rippen etwas entzwei gegangen. Die Augen quollen ihm ſtarr aus den Höhlen, ſeine Fäuſte machten noch einen Zuck nach dem Herzen, lautlos fiel er zurück, die Arme ſchlugen wie Blei auf die Steine, der Körper fing zu rollen an, leblos, nur vom Gewicht ſeiner Schwere — und bevor ich in meinem Schreck noch zugreifen konnte,

glitt der Tote über den Rand des Felſens hinaus, umpraſſelt von Steinen, die ſeine Reiſe in die Tiefe mitmachten.

„Michel!“ begann ich wie irrſinnig zu ſchreien. „Michel! Michel! Michel!“

Nach einer Weile kam der Jäger haſtig durch die Wand hereingeſtiegen. Nicht mein Schrei, ſondern das Gepolter der Steinlawine hatte in zurückgerufen. Als er mich ſah, tat er einen Schnaufer der Erleichterung und guckte über die Wand hinunter. „Hat's en Bartl abigriſſen?“ Den Namen betonte er. „Da braucht er koan Pfarr nimmer!“ Der Michel nahm den Hut ab und bekreuzte ſich. „Muaß 'r halt ſelm ſchaugn, wie er mit 'm Herrgott füranand kimmt!“ Er warf die Joppe ab und ſtreifte die Schuhe von den nackten Füßen. „Da habn mer jetzt a grobs Stückl Arbet!“ Mit ruhiger Vorſicht kletterte er über die Felswand hinunter.

Um dies Blut nicht mehr ſehen zu müſſen, ſtieg ich aus der Felswand hinaus. In einer engen Steinrinne ſetzte ich mich nieder.

Das dauerte lange bis der Michel wieder-

kam — damals meinte ich, es wäre eine Ewigkeit — aber es waren nur drei Stunden. Plötzlich ſtand er vor mir, die Joppe über der Schulter, in der einen Hand die Büchſe, in der anderen die klobigen Schuhe. Von den wundgeriſſenen Füßen tropfte ihm das Blut — ſein eigenes.

„Jetzt liegen ſ' alle zwoa beinand", ſagte er, „der Bock und der Bartl! Und dös macht 'r allweil a ſo, ünſer See. Daß 'r koan nimmer auffilaßt! Da weard eahna 's Suachn net viel bideuten! Sauberer hätt's net aufgehn kinna ... grad wia beim Zwicken, wenn der oane d' Sau und der ander den bſetzten Belli hat ... da kimmt aa nix raus!" Mit einem Grasbüſchl wiſchte er das Blut von den Füßen und ſchlüpfte in die Schuhe. „Schaugn mer hoamzua!" Tief atmend zog er die Joppe an, trocknete ſich mit dem Ärmel den Schweiß vom Geſicht, nahm die Patronen aus der Büchſe und ſah mir feſt in die Augen. „Gelt, halten S' fein 's Mäu! Sunſt kunntn mer nobel in d' Schlemaſtik kemma! Die dalketen Leut ſan allwei die mehrern ... da woaßt nia, wia dranbiſt!"

Ich brachte kein Wort heraus. Und dieſer Heimweg zur Hütte war eine böſe Sache für mich. Die Nachwehen der Aufregung arbeiteten in mir, daß ich alle paar hundert Schritte zu einem bitteren Heiligen beten mußte. Überall hatte der Michel eine Quelle zur Hand, und immer lief er und brachte mir Waſſer in ſeinem Hut. Schließlich verging ihm bei dieſer Krankenpflege oder doch die Geduld, und verdroſſen murrte er vor ſich hin: „Maleſiz Stadtleut, verfluachte! Was ma da allwei Schererei hat!“ Doch er beſänftigte ſich wieder und rüttelte mich zutraulich am Arm: „Aber Herr! So ſtellen S' Eahna do a bißl vernünfti an! Is do gſcheider, mier zwoa gengan hoam, und der ander liegt drunt! Bal uns der ander derſpecht hätt ... moanen S', der hätt Spinginkerln gmacht? Da hätt's halt ghoaßen: Sö oder i! Wen 's halt troffen hätt! Na na! Sammer zfrieden! Jetzt haben mer ünſer Ruah!“

Dieſe Logik, der ich nicht widerſprechen konnte, beruhigte mich ein wenig. Ich ſagte nichts mehr, und ſchweigend marſchierte der Michel hinter mir her. Aber dann hatte er

zu ſeiner Logik noch einen Nachtrag zu machen: „A nagelneue Doppelbüchs hat 'r ghabt! Da hätt 'r uns alle zwoa raſieren kinna! A feins Gwehrl! Dös hat mi fein greut, weil i 's einiſchmeiſſen hab müaſſen in See!"

Nun blieb er ſtill. Erſt als wir in die Nähe der Hütte kamen, wachte er aus ſeiner nachdenklichen Stimmung auf und ſagte: „Jetzt is 'r um d'Leich aa no kemma! Dös weard 'n fuxn! Drent! Wiſſen S', an der Schmidden, da hängt a mordsmäßige Freindſchaft! Dö waaren eahm alle ganga!"

Drei unbehagliche Tage blieb ich noch in der Hütte — und tat es, weil der Michel das aus triftigen Gründen für nötig hielt. Aber als ich am Mittwoch abends hinunterkam ins Dorf, mußte ich vor dem Forſtmeiſter mein Gewiſſen erleichtern. Der erſchrak zuerſt, dann kratzte er ſich hinter den Ohren und fing zu ſchimpfen an — aber nicht auf den Michel. Den ganzen Abend redete er in mich hinein. Und erzählte mir die Geſchichte von einem Dutzend Jäger, die man kalt im Bergwald gefunden hatte, mit der Kugel im Rücken oder

mit den Poſten im Bauch. Aber von einem Wilddieb, der zu Gericht gegangen, um ſich als Mörder zu bekennen, hätte man noch nie was gehört. Im Geſetz, da muß es freilich heißen: Der Jäger darf ſich nur wehren! Aber wenn der Jäger, ſobald es ans Wehren geht, ſchon ein toter Mann iſt? Was dann?

Bis nach Mitternacht ſchwatzte der Forſtmeiſter immerzu, bald heiß, bald wieder ruhig. Aber mit ſeiner fünfſtündigen Rede ſagte er mir auch nichts anderes, als was mir der Michel mit fünf kleinen Wörtchen geſagt hatte: „Gelt, halten S' fei 's Mäu!"

Als die Woche zu Ende ging, begann man in der Schmiede einen zu vermiſſen. Wo hätte man ihn ſuchen ſollen? Auf zehn Stunden in der Runde war jedes wildreiche Revier ein Lieblingsaufenthalt des Bartl geweſen. „Den findt koa Katz nimmer," hieß es. Von allen Jägern der Nachbarſchaft ſtand jeder unter dem Verdacht, daß er den Bartl ‚füranand bracht' hätte. Nur den Michel ließ das Geſchwätz in Ruhe. Denn im Dorfe wußten ſie: der Michel hatte einen Jagdgaſt zu führen;

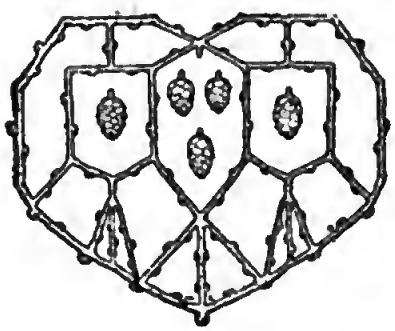
und ſo ein bequemer Stadtfrack will nicht nur auf die Pirſche geführt ſein, ſondern will auch ſeine Schuhe geſchmiert bekommen; da hat der führende Jäger keine Zeit für andere Dinge!

Erſt nach vierzehn Jahren ſah ich den Michel wieder. Ein luſtiger Kerl, geſund und friſch wie das rechte Leben! Und jenen ruhelos huſchenden Blick, den hatten ſeine Augen ganz verloren. Mit gemütlichem Behagen guckte er hinein in die Welt und in den Wald. Und niemals ſprach er zu mir auch nur mit einer Silbe von jenem roten Sonntag.

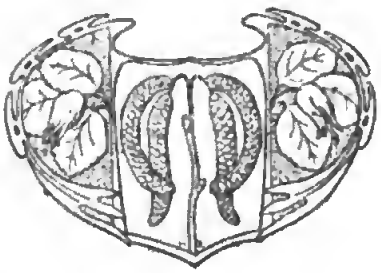
Dann bin ich ihm nimmer begegnet. Vergangenes Jahr, an Oſtern, las ich in der Zeitung, daß er in Penſion gegangen — in den ‚verdienten Ruheſtand‘, wie ſie das amtlich nennen.

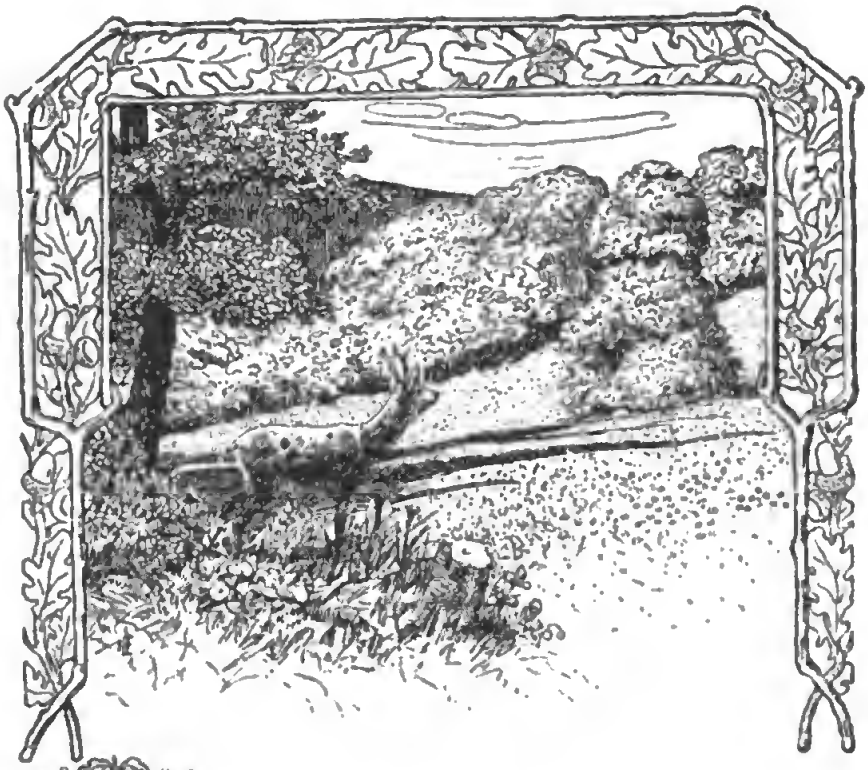
Und wenn gedruckt iſt, was ich da erzähle — wer weiß, ob da nicht ein Zufall dem Michel das Buch in die Hände ſpielt? Das Geſicht, das er dazu machen wird, kann ich mir ungefähr denken. Vor allem wird er die Fauſt auf den Tiſch hauen. „Herrgott Sakra! Hat ’r halt deacht ſein Mäu net halten kinna! Maleſiz Stadtleut verfluachte!“ Und verwundert drein-

gucken wird der Michel, wenn er merkt, daß ich in dieſer Geſchichte nicht ganz verſtanden habe, wie Todfeinde miteinander reden müſſen, wenn dem einen die Kugel des andern zwiſchen den Rippen ſitzt! — —



Drei Wilddiebe.





Von drei Wilddieben will ich erzählen. Die Bekanntſchaft mit dem erſten hat ſich übel ausgezahlt, für uns alle beide, für den Wilddieb und für mich.

Als kleiner Junge — damals ſaß mein Vater in einer Oberförſterei auf dem Lande — hatte ich eine heiße Freude an allem, was Handwerk heißt. Bei Schreiner und Schmied, bei Schneider und Drechsler, bei Schuſter und Sattler, beim Maler und Vergolder war ich ſo gut zu Hauſe

wie in meiner eigenen Stube. Aber da kam eine Zeit, in der mich der Schneider alles anderen ehrlichen Handwerks für eine Weile vergessen ließ. Das war die Zeit, in der die Nähmaschine ihren Weg in die Dörfer fand. Beim Schneider hatten sie eine. Und da konnte ich stundenlang stehen, mit dem Kinn über das Tischchen der Maschine gelehnt, und dem hurtigen Auf und Nieder der Nadel zugucken.

So stand ich eines Abends wieder beim Schneiderhannes, der die Nadel der Maschine surren ließ, diesmal in ganz besonders langen Nähten, denn er baute einen Talar für den Benefiziaten.

Da kam der Jäckeleveri, zur Tür herein ein junger Bursch, dem ich nicht besonders grün war, weil er mich in seines Vaters Teich die Schleien nicht wollte fangen lassen. „Du, Hannes," sagte er, gleich bei der Türe, „morgen geh i mit der Latten auffi. Gehst mit?"

„Aber Veri!" Der Hannes warf einen Blick auf mich. „Bist denn narrisch?"

„Ah was," lachte der andere, „über kloane

Häufln ſteigt ſi leicht ummi! Ins Brandtwaldl ſchaug i auffi. Tuaſt mit?“

„In Ruah laß mi!“

Dieſe Worte ſind mir in Erinnerung geblieben. Aber damals wußte ich nicht, daß die beiden auch von mir redeten. Nur das Wörtchen ‚Latte‘ war mir aufgefallen. Mit Latten nagelt man einen Zaun um den Hundsſtall. Aber was tut man mit einer Latte im Brandtwald?

Als ich heimkam zum Abendeſſen, fragte ich gleich: „Du, Papa, was macht man denn mit einer Latte im Brandtwaldl?“

Der Vater ſah mich ſonderbar an. „Warum fragſt du denn das?“

Ich erzählte. Und fragte wieder: „Was will denn der Veri mit der Latte?“

„Wart nur! Das ſag ich dir morgen.“

Sonſt ging der Vater immer eine Stunde vor Tagesanbruch auf die Pirſche. Damals aber ging er ſchon um elf Uhr in der Nacht. Und am anderen Morgen — es war ein Sonntag — als wir Kinder bei der Mutter am Kaffeeſiſch ſaßen, kam er heim und brachte neben ſeiner

eigenen Büchſe noch ein altes langes Gewehr, einen ſogenannten Wender. „Schau, Bubele,“ ſagte er lachend, „das iſt dem Veri ſeine Latte!“

Meine Mutter war erſchrocken aufgeſprungen. „Guſtl? Hat's was gegeben?“

„Gott bewahr! Ich hab mir nur den Veri in die Kanzlei beſtellt. Und wenn er kommt, dann laß uns nur ſchön allein!“ Der Vater trank ſeinen Kaffee, und bevor er aus der Stube ging, nahm er die Hundspeitſche vom Rechen. Unkas, der Hühnerhund, und die beiden Dackeln fuhren wie der Blitz unter den Ofen. Aber ſie kamen mit dem Schreck davon, denn der Vater nahm die Hundspeitſche mit ſich fort, ohne ſich um das ſchlechte Gewiſſen zu kümmern, das der Unkas und die beiden Dackeln verraten hatten.

Um zehn Uhr, nach dem Hochamt, als ich bei meiner Schulaufgabe ſaß, hörte ich aus der Kanzlei ein jammervolles Schreien und Heulen. „Das kann doch nicht der Unkas ſein?“ Neugierig lief ich hinüber — und da kam der Jäckeleveri zur Tür herausgefahren, mit beiden Händen an ſeiner Hoſe zerrend, deren Bund

bei den Knieen hing. Sein Geſicht war ſo weiß wie das Sonntagshemd, das unter der Joppe herausguckte. Als er mich ſah, ließ er mit der rechten Hand die Hoſe fahren — zog aus — und ſchlug mir eine Geſunde hinters Ohr. „Lausbua, drecketer!“ Dann riß er die Hoſe hinauf und ſauſte durch die Haustür in den Hof.

Weinend die Backe haltend, rannte ich zu meinem Vater. Der ſtrich mir lachend mit der Hand übers Haar. „Weißt, Bubele, man muß für ſeinen Beruf auch leiden können! Aber tu dich tröſten! Der Veri hat's noch viel ärger bekommen!“

Auf dem Schreibtiſch ſah ich die Hundspeitſche liegen, deren geflochtener Riemen in Franſen gegangen war. Und wirklich, dieſer Anblick tröſtete mich!

Seit damals wußte ich, was eine Latte iſt — und begriff auch, warum mich der Schneiderhannes nimmer zuſchauen laſſen wollte, wenn er mit der neuen Maſchine nähte.

Weshalb ich die harmloſe Geſchichte niederſchrieb? Um zu beweiſen, daß es Jäger gibt,

die den Wilddieb anders zu nehmen wiſſen, als ihn der Michel nahm.

Weil in dieſer Geſchichte vom Unkas die Rede war, ſoll ſie noch ein P. S. bekommen — die Erinnerung an ein charakteriſtiſches Jägerwort.

An jedem Mittwoch, vom Frühjahr bis zum Herbſte, hatten die Honoratioren des Dorfes vormittags um zehn ihren Kegelſchoppen beim Rollewirt. Das war auch immer eine Generalverſammlung aller Hunderaſſen, denn der Doktor hatte einen Mops, der Pfarrer zwei ſchwarze Spitze, der Benefiziat einen Pinſcher, der Aufſchläger einen Pudel, der Förſter eine ſtichelhaarige Bracke, mein Vater die beiden Dackeln und den Unkas. Stellt euch vor, was da gerauft wurde! Das Bein unter dem Tiſch war nie ſeiner Wade ſicher! Unkas machte immer kurze Arbeit, beutelte als Hund eines liberalen Herrn die ſchwarzen Spitze und den Pinſcher ab — und dann verſchwand er, um das Wirtshaus nach etwas Verſchlingbarem zu durchſuchen. Die Würſte und Schinken im Räucherofen, die Schmalztöpfe im Keller,

die Schüſſeln in der Milchkammer und die Eier in den Hühnerneſtern waren vor ſeiner Spürnaſe nicht ſicher.

Eines Mittwochs hatte die Rollewirtin für ihre zahlreichen Dienſtboten die landesüblichen Rohrnudeln gebacken und hatte die ſechzig Nudeln aus drei irdenen Rainen auf das Steinpflaſter der Küche geſtürzt, damit ſie auskühlen ſollten — wenn ſie warm auf den Tiſch kommen, ‚ſchlupfen‘ ſie beſſer und geben nicht aus.

Den feinen Duft, den die Nudeln verbreiteten, hatte Unkas, der große Finder, bald in der Naſe. Und als die Rollewirtin unter Geſchrei mit dem Beſen dazwiſchenfuhr, war nur noch eine einzige Nudel übrig. Mit kreiſchendem Jammer rannte das Weib zur Kegelbahn: „Jeſus, Jeſus, Jeſus, Herr Oberförſtner, Enker Unkas hat mer neunafufzg Rohrnudeln aufgfreſſen!“

Da ſagte mein Vater in aller Gemütsruhe: „Das tut ihm nix!“

Wie da gelacht wurde! Sogar die Rollewirtin mußte mitlachen.

Und jetzt die Geſchichte vom zweiten Wilddieb. Die iſt weniger luſtig.

Zu jener Zeit, in der ich das Gymnaſium beſuchte, hatte mein Vater einen Forſtgehilfen mit Namen Thomas Bauer. Das war ein ſtiller, wortkarger Menſch, der mich Jungen in ſein Herz geſchloſſen hatte. Saß er in Geſellſchaft der Honoratioren, ſo rauchte er ſtumm ſeine Pfeife — war er mit mir allein, ſo konnte er ſtundenlang ſchwatzen und erzählen. Und immer, wenn ich heimkam in die Ferien, hatte er eine Jägerfreude für mich bereit.

Da war es nun nach meinem zweiten Gymnaſialjahr. Am 4. Auguſt, gegen Abend, kam ich von Augsburg heim. Der Thomas ſtand ſchon im Hofe und wartete. „Ludwigle, an Rehbock woaß i! Den ſchießen mer heut!“ Der Vater ſah es nicht gerne, daß ich gleich am erſten Abend hinauslief. Aber die Mutter ſagte: „Geh, laß ihn doch!“

Um halb Sieben marſchierten wir los. Wir hatten nur eine Stunde bis ins Mühlgehau, wo der Rehbock ſtand — da kamen wir gerade recht zur beſten Pirſchzeit. Wie das Wetter

war, das weiß ich nimmer. Damals hatte ich noch kein Auge für die Natur. Ich ſah nur immer dem Thomas ins Geſicht, der das herrliche Geweih des Bockes ſchilderte und den Plan für den Pirſchgang entwarf. Weil der Bock auf eine große Waldwieſe austrat und ſich als ‚alter Schlaucher‘ gern in der Mitte der Wieſe hielt, bis wohin vom Waldſaum aus ein Schrotſchuß nimmer reichte, drum wollten wir's ſo machen: ich ſollte von rechtsher an die Wieſe kommen, der Thomas von links; ſtand nun der Bock auf einen Schuß, dann war's ja gut; ſtand er aber in der Mitte der Wieſe oder weiter nach links, dann wollte der Thomas den Bock ‚anlaſſen‘ und mir auf Schußweite zutreiben. Und nach der Uhr mußten wir das machen: ich ſollte meinen Weg ſo einrichten, daß ich genau fünf Minuten vor acht Uhr, beim letzten Büchſenlicht, an den Saum der Wieſe käme.

„Alſo, Waidmannsheil, Ludwigle!“

Wir trennten uns. Und ich hielt mich an meine Vorſchrift wie ans Schnürl. Sechs Minuten vor acht Uhr. Mit klopfendem Herzen,

die Schrotflinte ſchußfertig in den Händen, pirſchte ich durch den dunkelnden Wald auf den Saum der Wieſe zu, die ich in ihrer Dämmerhelle ſchon zwiſchen den Bäumen ſchimmern ſah.

Da krachte ein Schuß. „Jetzt hat der Thomas den Bock ſelber geſchoſſen!“ denke ich mit enttäuſchtem Jägerherzen, ſpanne die Flinte ab und nehme ſie auf den Rücken. Draußen, im halben Licht der Wieſe, ſeh' ich einen Menſchen laufen. Natürlich den Thomas! Wen denn ſonſt? Und den Rehbock muß er haben, weil er ſich niederwirft ins Gras. Ich fange zu rennen an, und wie ich hinauskomme auf die Wieſe, rufe ich: „Aber geh, Thomas, jetzt haſt du mir . . .“

Beim Klang meiner Stimme ſpringt der Menſch dort auf und reißt ein Gewehr an die Wange, im Anſchlag gegen mich. Nur verwundert war ich, nicht erſchrocken. Im gleichen Augenblick feuert's vom andern Waldſaum her, der vermeintliche Thomas ſchlägt ein Rad in die Wieſe, und vom Waldſaum herüber kommt ein Zweiter gelaufen — Thomas der Wirkliche! Keuchend reißt er das Gewehr des Wilddiebes

an ſich. „Lump miſerabliger!“ Seine Stimme ſchrillt wie eine Weidenpfeife. „Auf ſo a Büeble taatſt ſchießen!“ Während der Wilddieb aufſtand und ſich wimmernd wieder ins Gras ſetzte, kam der Thomas auf mich zugegangen, den Rehbock hinter ſich herſchleifend, die beiden Gewehre auf dem Rücken. Er warf den Bock in eine dichte Staude und faßte meine Hand. „Komm, Ludwigle! 's Gwichtl is uns allweil ſicher!“

Ich war vom Schreck wie verſteinert. Und hörte gar nicht, was mir Bauer erzählte, während er mich an der Hand durch den finſtern Wald hinauszog. Als mir die Sprache kam, ſagte ich: „Thomas! Wenn er ſtirbt!“

„Der ſtirbt net! I hab eahm bloß d'Haxen a bißl gſalzen.“

Auf der Landſtraße ſchlugen wir einen Laufſchritt an. Als wir das Dorf erreichten, rief der Thomas gleich bei einem der erſten Gehöfte über den Zaun: „Bäuerin! Auf der Mühlwieſen konſt dein Bauern holen! Gwildert hat er!“

„Jeſſas, jeſſas,“ fing ein Weib zu jammern

an, „aber allweil hab i's eahm gſagt! Jetzt hat er's! . . . Haſt'n gfahrli auffipelzt?“

„Ah na! Aber ſchau, daß d' auſſi kommſt! Dös is von die Wehleidigen oaner!“ Und an der Hand zog mich der Thomas mit ſich fort, zur Poſt, die im nächſten Hauſe war. Hier ſchickte er an die Schandarmerieſtation ein Telegramm, deſſen Wortlaut ich mir gemerkt habe: „Einen Lumpen hinauf geſchoſſen, ich ſelbſt geſund, Schandarm ſoll kommen, Forſtgehilf Bauer.“ Weil es mit der Adreſſe 14 Wörter waren, korrigierte er ‚hinauf geſchoſſen‘ in ‚angeflickt‘ und ſtrich noch drei Wörter: ‚einen‘, ‚ſelbſt‘ und ‚ſoll‘. Alſo lautete die Depeſche: „Lumpen angeflickt, ich geſund, Schandarm kommen, Forſtgehilf Bauer.“

Als wir ins Freie traten, ſahen wir die Bäuerin mit dem Ochſenfuhrwerk gemütlich die Straße hinauskutſchieren. Auf dem Leiterwagen hatte ſie Rechen und Senſe, als führe ſie ſo ſpät noch auf den Acker, um Klee zu holen.

Daheim im Forſthaus erſtattete Thomas den Rapport. Mein Vater ſah mich mit einem

Blick des Vorwurfs an: „Siehſt, Bub, wärſt du am erſten Abend daheimgeblieben, ſo hätteſt du dir einen böſen Merk fürs Leben erſpart!“

Dann wurde zum Bürgermeiſter marſchiert, um das Protokoll feſtzulegen, bevor die Schandarmerie käme. Und der Doktor wurde gebeten, nach dem angeflickten Wilddieb zu ſehen.

So weit wäre die Sache nicht bedenklich geweſen — Thomas erklärte, daß der Wilddieb nur eine leichte Verwundung hätte, ein Pflaſter von Hühnerſchroten auf Quartier und Beinen. Aber eine Stunde ſpäter lag im Nachbarhauſe der Poſt ein toter Mann. Die halbe Komödie war durch den Unverſtand der Bäuerin zum Trauerſpiel geworden. Sie hatte den Mann gefunden, wie er ſchon auf dem Heimweg war, hatte ihn auf den Leiterwagen gehoben — und um kein Aufſehen im Dorf zu verurſachen, hatte ſie noch ein Stück ihres Ackers gemäht und den Verwundeten mit dem friſch gemähten Schober gründlich zugedeckt. Bis ſie ihn heimbrachte, war der Wilddieb unter dem ſchweren, naſſen Klee erſtickt.

Fünf Monate ſpäter war die Schwurgerichts-

verhandlung. Ich mußte auf Handſchlag ausſagen, und Thomas Bauer wurde freigeſprochen. Man verſetzte ihn nach einem anderen Forſtamt, und ich hab' ihn im Leben nicht wieder geſehen.

Nun die letzte Geſchichte! Wieder eine heitere!

Ich jagte damals in der Nähe der Jachenau, und ſaß eines abends mit dem führenden Jäger, dem Gaſteiger-Toni, auf den Griesfeldern unter der Benediktenwand, um den Auszug eines Gemsbockes zu erwarten. „Der muaß kemma," ſchwor der Toni, „und her muaß 'r, daß koa Büx net brauchſt! Mit 'm Bergſtecken konſt 'n abſtechen!" Richtig ſahen wir auch, bevor es noch zu dämmern begann, den Bock auf 200 Meter durch ein Latſchenfeld heranziehen. Plötzlich pfiff er und ſauſte in den ſicheren Wald hinunter.

Der Toni fing zu fluchen an. „Da hocken mer ja im beſten Wind! Was muaß 'r denn ghabt haben?"

Steine rollten unter der Benediktenwand, und der Toni riß mich hinter eine Latſchen-

ſtaude. „Ducken S' Eahna! Da kummt oaner!" Auf dem Bauch liegend, ſpannte der Jäger die Büchſe. Aber weil in mir die Erinnerung an den Schmiedbartl noch lebendig war, den ich zwei Jahre früher das ewige Bad hatte nehmen ſehen, legte ich meine Hand auf das Rohr des Jägers. „Toni! Geſchoſſen wird nicht!" Doch dieſe Mahnung war überflüſſig. Denn der Jäger machte ein verdutztes Geſicht, und während er den Wilddieb muſterte, der gemütlich über das Griesfeld einherſpazierte, ſchien ihm die Luſt zum Lachen näher zu ſein als der Zorn und die Jägergalle.

Ein merkwürdiger Kerl, dieſer Wildſchütz! Sein Gewehr war lang und dünn wie eine Araberflinte. Und ein Gewand trug er, das an den Habit der Pilger in Wagners Tannhäuſer erinnerte. Auch den braunen, breitrandigen Hut mit der aufgebundenen Krempe hatte er. Und auf dem Schultermäntelchen blinkten zwei weiße Muſcheln.

„Meiner Seel, dös is der Moosmillerſepp von Wackersberg! Der hat 's Fuaßbadergwand von ſeim Vater an!" Der Toni meinte das

Pilgerkleid, das der 83jährige Moosmiller zu München in der Karwoche bei der ehrwürdigen Zeremonie der Fußwaschung getragen hatte.

Nicht alles Heilige ist dem Volke heilig!

Sepp, der fromme Pilger, übernahm die Rolle, die der Toni dem Gemsbock zugedacht hatte: er spazierte uns so knapp vor die Stiefel her, daß man ihn mit dem Bergstock hätte abstechen können.

Ganz freundlich sagte der Toni: „Grüaß di Gott, Sepp! Was machst denn da?"

Im ersten Schreck ließ der Wilddieb die Araberflinte fallen und stotterte: „So so? Seids aa mitanand a bißl auffi?"

Dieser Humor der Verlegenheit weckte im Toni einen Zorn, dessen psychologische Motive mir dunkel blieben. Er fuhr mit einem Fluch vom Boden auf, packte den braunen Pilger an der bemuschelten Brust und fing mit der Faust ein so derbes Dreschen an, daß ich als Friedensengel intervenieren mußte.

Kaum hatte der Sepp ein bißchen Luft bekommen, da raffte er mit beiden Händen die

lange Kutte in die Höhe, rannte über das Griesfeld hinunter und ſchimpfte dabei wie ein Rohrſpatz.

Das gab für uns beide einen lachenden Heimweg!

Und dann im Herbſt — ich dachte ſchon nimmer an den frommen Pilger von Wackersberg — bekam ich eine Vorladung zum Gericht in Tölz. Bei einem Rechtshandel ‚wegen Körperverletzung‘ ſollte ich als Zeuge eine Ausſage machen! Reſultatlos zergrübelte ich mir den Kopf mit der Frage, um was es ſich bei dieſer Vorladung handeln könnte? Ich war doch nirgends Zeuge einer Schlägerei geweſen, bei der es blutig zugegangen!

Nun denkt euch meine Verblüffung, wie ich in der Tölzer Gerichtsſtube den Moosmillerſepp als Kläger vorfinde, der behauptete, daß ihm der Gaſteiger-Toni auf der Benediktenwand drei Stockzähne ausgeſchlagen hätte. Am Morgen nach erlittener Mißhandlung wäre der Moosmiller wieder zum Tatort hinaufgeſtiegen, hätte die ihm fehlenden Zähne geſucht und unter Anrufung des heiligen Antonius auch

gefunden. „Wiſſen S'," ſagte er zum Richter, „i bin oaner, der nix hint laßt!"

Unter meinem Eid mußte ich zugeben, daß ſich der Toni ſchon ein bißchen gerührt hätte. Aber ſo gefährlich wäre die Sache nicht geweſen. Und von ausgeſchlagenen Zähnen wüßte ich nichts. Da hätte der Sepp doch bluten müſſen!

Aber die drei Stockzähne lagen als corpora delicti auf dem Tiſche der Gerechtigkeit.

Ich wagte die Frage: ob denn die drei Zähne dem Moosmillerſepp auch wirklich fehlen — und ob das ſeine Zähne wären?

Vor Richtern und Zeugen mußte der Pilger aus Wackersberg den Rachen aufſperren. Und wahrhaftig — drei unbeſtreitbare Zahnlücken, in denen ſich das Zahnfleiſch noch nicht völlig geſchloſſen hatte, ſchienen die Wahrheit der Klage zu beweiſen. Zur exakten Konſtatierung des Sachverhaltes wurde noch der Doktor gerufen. Nach genauer Unterſuchung erklärte er: das wären drei ſchöne, beneidenswert geſunde Stockzähne, unläugbar auch die Zähne, die zu den Zahnlücken des Moosmillerſepp gehörten

— aber merkwürdig an dieſem Befunde wäre die Tatſache, daß ſich deutlich an jedem Zahn die Spur des Schlüſſels erkennen ließe, mit dem der Dorfbader die kurzlederne Menſchheit vom Zahnweh zu erlöſen pflegt.

Um den Gaſteiger-Toni einzutunken, hatte ſich der Sepp drei tadelloſe, blinkweiße Zähne reißen laſſen — mit dem Erfolge, daß er wegen falſcher Anzeige und Irreführung des Gerichtes zu drei Wochen Arreſt verknurrt wurde — eine Woche für jeden Zahn!

Natürlich wollte er ſeine Unſchuld beſchwören. Aber aus triftigen Gründen zündete man dem frommen Pilger aus Wackersberg die geweihten Kerzen nicht an.

Tief gekränkt, mit der Miene eines Märtyrers die Achſeln zuckend, brummte er: „Unſeroam glaubt ma halt nix! Da müaſſen bald andere Zeiten kumma!“

Als man ihm die drei Zähne zurückgab, ſchob er ſie vorſichtig in die Weſtentaſche. „Jetzt laß i mer ſ' wieder einſetzen! Mir wachſen ſ' ſcho wieder an! 's Blüat is guat bei mir!“

Vom Erfolge dieſes Pflanzverſuches hat mich der fromme Pilger aus Wackersberg zu meinem Bedauern nicht verſtändigt.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Jäger	7
2.	Der Machtnix	13
3.	Jochei Schuemacher	23
4.	Bachmayer	55
5.	Die Dioskuren von Zipfelbach	61
6.	Xaveri	77
7.	Der Jäger-Uerle	91
8.	Flori	103
9.	Das Schindeldach	115
10.	Hans Dauerhaft	145
11.	Der Josef und sein Hindernis	171
12.	Jerobeam Purzelbaum	199
13.	Der Michel und sein Todfeind	219
14.	Drei Wilddiebe	251

AA 136B

Digitized by Google